Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8. „Die katholischen Missionen" erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. August 1877.

Inhalt: Die Hungersnoth in den Vikariaten Süd-Indiens. — Das Waisenhaus St. Dominikus auf Trinidad. — Ausflüge im Libanon (Fortsetzung). — Nachrichten aus den Missionen: China; Ostindien; Westafrika. — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend; Eine Reise um das Mittelmeer.

Die Hungersnoth in den Vikariaten Süd-Indiens.

Seitdem wir in der Aprilnummer d. J. (S. 86 f.) auf die Hungersnoth in Pondichery hingewiesen haben, sind uns von der christlichen Liebe schon mehrere Gaben für die hungernden Christen Pondichery's übersendet worden. Den großmüthigen Gebern wird der Gotteslohn nicht fehlen, und die unterstützten Christen werden nicht unterlassen, auf ihre Wohlthäter den Segen des Himmels herabzurufen. Unterdessen aber hat die Hungersnoth noch weitere Fortschritte gemacht; aus den Vikariaten Pondichery, Coïmbatur, Madura und Madras liegen uns heute Berichte vor, welche die Größe und Ausdehnung des Unglückes in den lebendigsten Farben schildern; es ist uns nicht möglich, sie alle mitzutheilen, aber aus dem Wenigen, was wir mittheilen, werden unsere Leser ersehen, daß sie den ihnen von Gott geschenkten Überfluß kaum besser verwenden können als zur Unterstützung der hungernden Christen und Katechumenen Süd-Indiens.

In Folge der Hungersnoth sah sich Msgr. Laouënan gezwungen, in den ersten Tagen des April d. J. folgendes Circular an seine Missionäre zu erlassen:

„Trotz des Regens, der an einzelnen Orten gefallen ist, setzt die Hungersnoth ihre Verwüstungen in einem großen Theile unseres Vikariates fort, und die Bevölkerung, von der Liebe und dem Opfergeist der katholischen Priester angezogen, strömt in großer Anzahl zu ihnen, um von ihnen das Leben der Seele durch die heilige Taufe und die Erhaltung des leiblichen Lebens durch Almosen zu erbitten. Trotz der Hungersnoth und des allgemeinen Elendes müssen wir daher auch dem Herrn Dank sagen für die reiche geistige Ernte, die er uns zugetheilt hat. Nach den mir bisher zugekommenen, allerdings noch unvollständigen Berichten erreicht die Zahl der Heiden, groß und klein, welche seit dem September 1876 die heilige Taufe empfingen, beinahe 6000, und die Zahl der eingeschriebenen Katechumenen beläuft sich auf ungefähr 3000.

Allein unsere Hilfsquellen entsprechen nicht den zahllosen Bedürfnissen, die uns umgeben. Obgleich auf die erste Nachricht von unserem Unglück Europa uns reiche Gaben geschickt hat und uns noch reichere hoffen läßt, werden wir, wie ich fürchte, nicht allen an uns gestellten Forderungen entsprechen können; wir haben bisher über 25,000 Rupien (50,000 M.) ausgegeben und die Ausgaben wachsen noch täglich in einem erschreckenden Verhältniß. . . Daher halte ich es für nöthig, daß wir innehalten, um unsere Lage genau zu erkennen und dann entsprechende Maßregeln zu treffen. Auch ist ein vorläufiges Innehalten für die Gesundheit mehrerer Missionäre, welche das Übermaß der Arbeit und der Entbehrungen mehr oder weniger erschöpft hat, sehr nützlich, wenn nicht absolut nothwendig.

Deßhalb muß ich Sie auffordern, gleich nach Empfang dieses Briefes mit der Annahme neuer Katechumenen vollständig innezuhalten, bis ich Weiteres entschieden habe.

Natürlich bezieht sich dieses Verbot nicht auf die Annahme kleiner Kinder, welche die heidnischen Eltern Ihnen anbieten sollten; vielmehr können diese unter den nämlichen Bedingungen, wie bisher, übernommen werden. Ebenso ist es selbstverständlich, daß die vor dem Empfang dieses Briefes eingegangenen Verbindlichkeiten, sowohl in Bezug auf die bereits angemeldeten Katechumenen und deren Kinder als in Bezug auf die angenommenen Waisen, erfüllt werden

müssen, und daß Sie um die zu diesem Behufe nöthigen Summen einkommen können. Nur die Annahme neuer Katechumenen muß vorläufig unterbleiben.

Zugleich bitte ich Sie, so bald und so genau wie möglich beifolgenden Fragebogen auszufüllen, damit ich die eingegangenen Verpflichtungen genau kenne. Je rascher Sie antworten, desto eher wird es mir möglich sein, eine Übersicht zu gewinnen und Ihnen, falls es möglich sein sollte, die Wiederannahme von Katechumenen zu gestatten. Indessen habe ich noch einen andern Beweggrund, der mir die baldige Beantwortung meiner Fragen wünschenswerth macht. Wie Sie wissen, feiert unser vielgeliebter heiliger Vater im nächsten Monat den fünfzigsten Jahrestag seiner Bischofsweihe. Die ganze katholische Welt wird ihm bei dieser Gelegenheit ihre Glückwünsche und ihre Geschenke darbringen; überall sammelt man dafür und eine große Ausstellung der Geschenke ist bereits angekündigt. Unsere Mission wird sich nicht durch materielle Gaben betheiligen können; die Hungersnoth gestattet nicht, daß wir uns an die Großmuth unserer armen Christen wenden, und unsere eigenen Mittel sind durch das allgemeine Elend erschöpft. Ich würde mich nun glücklich schätzen, wenn ich in unser Aller Namen unserem vielgeliebten Vater die Zahl der von uns in letzter Zeit für den Himmel wiedergeborenen Seelen angeben könnte, und ich bin sicher, daß ihm dieses Geschenk so viel Freude bereiten wird, als die reichsten materiellen Gaben.

Ich darf dieses Schreiben nicht schließen, ohne Ihnen, geliebtester Mitbruder, meinen besten Dank auszusprechen für die wahrhaft apostolische Hingebung, welche Sie bisher bewiesen haben und noch immer beweisen mitten in den großen Trübsalen und Prüfungen, welche das Land heimsuchen. Möge der Herr, durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau und des hl. Joseph, Sie dafür in diesem und in jenem Leben belohnen, indem er Ihnen alle die geistigen Erfolge gewährt, die Sie einzig erstreben, und Sie mit seinen Gnaden und Segnungen bereichern."

Ist es nicht mehr als traurig, Tausende von Heiden, die sich zum Unterrichte melden, zurückweisen zu müssen — bloß weil es an den nothwendigen materiellen Hilfsmitteln gebricht! Natürlich sind es die Missionäre, welche am tiefsten betrübt wurden durch diese Maßregel des hochw. Herrn Bischofs; allerdings erkannten sie die Weisheit und Nothwendigkeit derselben an, aber trotzdem fühlten sie sich gedrungen, dem Bischof selbst ihren Schmerz auszusprechen. So schrieb unter Anderen Herr Fourcade am 17. April aus Allâdhy an Msgr. Laouënan:

„Gestern Abend erhielt ich Ihr Circular, in dem Sie uns die Annahme neuer Katechumenen untersagen, weil die Hilfsmittel fehlen. Es ist mir unmöglich, Ihnen zu beschreiben, wie tief mich diese Nachricht betrübt hat. Ich sah schon den Augenblick kommen, wo Alle, die bisher der Gnade widerstanden hatten, auf die Stimme Gottes lauschen würden. Dörfer, die in den früheren Jahren keinen einzigen Katechumenen geliefert hatten, haben jetzt schon eine ziemliche Anzahl geschickt und die übrigen waren erschüttert. Aus Veilamur z. B. sind sechs Familien gekommen und andere hatten sich gemeldet. Es wird also nöthig sein, sie zurückzuweisen!! Und ich könnte Ihnen 20 Dörfer nennen, die sich in derselben Lage befinden! . . .

Die Hungersnoth nimmt noch alle Tage zu; es hat zwar zweimal in Allâdhy und der nächsten Umgebung geregnet, aber nicht genug, um den Beginn der Saat zu gestatten; wenn aber im April nicht gesäet werden kann, was soll dann aus uns werden? Die Leute, welche wir zurückweisen, werden Hungers sterben, bevor wir ihnen nur die Taufe ertheilen können! In diesem großen Bezirk sind wir sechs Priester, alle jung und voll Arbeitskraft — und wir sind zur Ruhe verurtheilt! . . .

Ich schreibe diesen Brief mitten unter meinen Neophyten, die vor Hunger weinen; ich verlasse Sie, um den Unglücklichen ein kleines Almosen zu geben."

Zwei Tage später (19. April) schrieb Herr Fourcade an einen Priester, der früher längere Jahre in der Mission von Pondichery gearbeitet hat:

„Die Parias melden sich in größerer Anzahl als je; sie kommen massenweise in unseren Topu (Katechumenenhäuser). Seit April 1876 habe ich 2065 Taufen ertheilt. Sie wissen, wie Hunger und Krankheiten hier gewüthet haben; ich hatte gehofft, daß die gewöhnlichen Regen in diesem Monate unsere Lage bessern würden, aber der Regen ist fast ganz ausgeblieben, und ich bin unglücklicher als je. Ich habe gegen 3000 Neophyten, die ich seit zwei Jahren getauft habe, zu unterstützen: überall sehe ich nur lebende Skelette und überall höre ich nur den Ruf: ich habe Hunger!

Die Cholera und die Pocken richten schreckliche Verwüstungen an. Die Herren Verdier und Darras kommen seit zwei Monaten kaum aus dem Sattel, da sie nach allen Seiten berufen werden, um den Cholerakranken im Tode beizustehen; in meinem Distrikte ist die Verheerung der Cholera zwar nicht so bedeutend, aber immer noch groß genug.

Was mich am tiefsten betrübt, ist der Brief unseres hochw. Herrn Bischofs, der für das ganze Vikariat die Annahme neuer Katechumenen untersagt, da es an den nöthigen Hilfsmitteln fehlt. Nach meiner Ansicht beläuft sich die Zahl der Bekehrungen seit dem April des vorigen Jahres auf etwa 10,000; Msgr. Laouënan gibt in seinem Cirkular die Zahl der Taufen seit September 1876 auf 6000 an, und vor dem September sind jedenfalls 4000 getauft worden. Die Unterstützung der Neophyten hat große Ausgaben verursacht und unser Bischof ist am Ende seiner Mittel. Wieviel muß es ihn gekostet haben, diese Maßregel, die allerdings nothwendig ist, zu treffen! Wir Missionäre sind darüber ganz niedergedrückt. Herr Boreg schreibt mir soeben aus Tendivanam: ‚Ich bin ganz untröstlich; kommen Sie, mich ein wenig zu ermuthigen und aufzurichten, sonst sterbe ich vor Schmerz.' Ach, er ist ja nicht allein betrübt, wir sind es Alle; gerade in den Monaten Mai, Juni und Juli würden sich die meisten Katechumenen gemeldet haben, und nun müssen wir unsere Hände in den Schooß legen. Wenn ich daran denke, daß bloß wegen des Mangels einiger elenden Silberstücke so viele Seelen der Taufe beraubt sein werden, kann ich nur weinen und seufzen."

Wenden wir uns von Pondichery nach dem Vikariat Madura, so begegnen wir dem nämlichen Unglück. P. Trincal S. J., der unermüdliche Apostel Central-Madura's, schreibt am 21. April d. J. aus dem Vatrap-Thal an seinen Obern, P. Darieutort:

„Soeben habe ich eine fünfwöchentliche Reise in den östlichen und in den südlichen Theil meines Bezirkes gemacht, und überall die äußerste Noth, das schrecklichste Elend gefunden. Der Reis fehlt zwar nicht, die englischen Dampfer bringen fast täglich ganze Ladungen, und in Folge dessen ist der Preis sogar gefallen, für eine Rupie (2 Mark) erhält man jetzt sechs Maß statt vier; aber die Landbevölkerung, welche vom Ertrag ihrer täglichen Arbeit zu leben gewohnt ist, hat kein Geld, denn ihre geringen Ersparnisse haben sie gleich in den ersten Monaten der Hungersnoth verwenden müssen, und da die Arbeit gänzlich stockt, ist an neuen Verdienst nicht zu denken. Alle noch etwas kräftigen Männer sind nach Ceylon oder in andere Gegenden gezogen, um Arbeit zu suchen, und haben ihre Frauen, Kinder und alten Eltern zurückgelassen mit dem Versprechen, ihnen bald zu Hilfe zu kommen. Allein dieses Versprechen wird nicht gehalten, denn die Cholera und andere Krankheiten raffen die Auswanderer, welche durch lange Leiden schon erschöpft sind, schaarenweise hinweg, und die Zurückgebliebenen erhalten statt der versprochenen Hilfe häufig nur die Nachricht vom Tode ihrer Ernährer.

Da meine 2500 Neophyten alle sehr arm sind, können Sie sich leicht vorstellen, in welcher trostlosen Lage ich sie gefunden habe. Ich wollte nun wenigstens die verlassensten Kinder retten und kaufte deßhalb etwa 900 Maß Reis, den ich dann sichern Personen zur Vertheilung an ein paar hundert Kinder übergab. Jedes Kind erhält jetzt täglich etwa für den Werth von 9 Centimes (7 Pfennig); das ist allerdings kaum halb genug, um den Hunger zu stillen, aber es reicht doch hin, um sie vor dem Hungertod zu retten. Ebenso habe ich im Februar bereits für 100 Rupien Reis für die andern Distrikte meines Bezirkes angekauft. Diese kleine, sehr kleine Hilfe wird ungefähr vorhalten bis zum Anfang Juni, aber die Hungersnoth wird dann noch nicht ihr Ende erreicht haben, denn im günstigsten Falle beginnt die Ernte Ende August oder Anfang September. Was also thun? Ich habe noch etwa 60 Rupien; kann ich keinen neuen Reis kaufen, so sterben meine Kinder alle, und ich selbst werde, um nicht dem nämlichen Loose zu verfallen, mich nach Madura begeben und P. Labarthère bitten müssen, seinen schmalen Bissen mit mir zu theilen. Nie bin ich so traurig gewesen als gegenwärtig, wo ich täglich ein solches Elend vor Augen habe."

Natürlich kann P. Trincal, wie er selbst in einem andern Briefe schreibt, unter diesen Umständen nicht daran denken, die zahlreich sich meldenden Heiden zum Unterrichte anzunehmen. Ganz ähnlich ist die Lage im Vikariate Coïmbatur. Der apostolische Vikar Msgr. Bardou schreibt am 26. April:

„Das Elend hat bei uns den Gipfel erreicht; Hungersnoth, Cholera und Pocken richten seit einiger Zeit schreckliche Verheerungen an. Ganze Dörfer stehen beinahe öde und verlassen; die armen Hindus streifen umher, um ein bischen Nahrung zu finden; das ganze Volk leidet und die Opfer sind zahlreich, obgleich die Regierung sich nach Kräften bemüht, den Unglücklichen Arbeit und Unterstützung zu verschaffen. Die Herren Pageaut und Beroulle könnten in ihrem Distrikt mehr als 1000 Katechumenen haben, aber wie ist es möglich, so viele zu unterstützen? Ich habe mich daher genöthigt gesehen, den Eifer der Missionäre zu mäßigen und sie zu veranlassen, daß sie nur eine geringe Anzahl Heiden zum Katechumenat zulassen. Aber sie haben mir geantwortet: ‚Wie können wir so gut disponirte Leute zurückweisen?' und die Unglücklichen sind angenommen worden; so hat jeder von ihnen jetzt seine 500 Katechumenen, trotzdem sie 25 Familien auf später vertröstet haben.

Diese traurige Lage drückt mich ganz darnieder; können Sie uns helfen, so verlassen Sie uns nicht. Die Kosten, welche uns der Unterhalt eines Katechumenen während seiner Vorbereitung verursacht, betragen ungefähr 4 Rupien (8 Mark).

In der letzten Woche hat der apostolische Vikar von Bombay, Msgr. Meurin, uns auf einen Tag besucht; als er das viele Gute sah, das wir wirken könnten, wenn es uns nicht an Hilfsmitteln fehlte, rief er aus: ‚O fürchten Sie doch nicht, gehen Sie voran, machen Sie Schulden, wenn es nöthig ist; aber lassen Sie diese Unglücklichen nicht umkommen, wenn sie ihre Hände zu Ihnen erheben und Sie um das Leben ihrer Seele und das ihres Leibes bitten.' Mein Provikar, Herr von Gelis, spricht ebenso; wir wollen denn auch thun, was wir können, um diese Armen für Gott und die Kirche zu gewinnen; wir wollen uns selbst noch mehr als bisher einschränken und auch am Nothwendigen uns noch etwas abziehen, und dann hoffen, daß die Vorsehung und die christliche Liebe uns nicht im Stiche lassen werden."

Zum Schlusse führen wir hier noch einen Brief eines Missionärs aus dem Vikariat Coïmbatur an; derselbe schreibt am 25. April an seinen Bischof:

„Wie viele Seelen könnte ich für Gott gewinnen, wenn ich einige Mittel hätte! In den fünf letzten Monaten habe ich 130 erwachsene Heiden getauft und einigen Protestanten das Glaubensbekenntniß abgenommen; zahlreiche Katechumenen umlagern meine Wohnung und lernen den Katechismus und ihre Gebete. Könnte ich doch eine größere Anzahl annehmen! Bitte, gewähren Sie mir einige Mittel, um sie während der Zeit ihres Unterrichtes zu ernähren, und ich werde gute Christen aus ihnen machen.

Meine drei Katechisten sind sehr eifrig; oft führen sie mich zu sterbenden Heiden, und wie groß ist meine Freude, wenn ich in diese armen Hütten trete! Die ganze Familie läuft herbei, um zuzusehen, wenn ich dem Sterbenden beistehe, Alle werfen sich mir zu Füßen und sagen mir unter Thränen: ‚Auch ich will Christ werden!' Die kleine Unterstützung, die ich dem Kranken reiche, rührt ihr Herz und sie kommen dann wirklich Alle, um sich unterrichten und taufen zu lassen. Einer dieser Unglücklichen, den ich auf dem Todbett taufte, raffte seine letzten Kräfte zusammen, rief seine Frau und seine Kinder und sagte zu ihnen: ‚Jetzt, da ich getauft bin, bin ich glücklich; ich gehe in den Himmel, aber ich will nicht allein gehen, lasset euch deßhalb vom Pater unterrichten und taufen, damit ihr mir nachkommt.' Die Frau und die Kinder versprachen es und haben Wort gehalten. An einem andern Tage führte man mich zu einer fünfzehnjährigen Heidin; sie hörte meinen Unterricht mit großem Eifer an und empfing die heilige Taufe mit einem ungemein lebendigen Glauben und festen Vertrauen. Sie starb, indem sie das Crucifix küßte, nachdem sie vorher ihren zehnjährigen Bruder ermahnt hatte, ihr Beispiel zu befolgen. Der Knabe hat dem letzten Wunsch seiner Schwester entsprochen; er ist jetzt getauft, ja er hat sogar seine ganze Familie bewogen, den Glauben anzunehmen."

Es ist wohl nicht nöthig, diesen so beredten Briefen etwas hinzuzufügen; wer wollte nicht gern von seinem Überflusse geben, um für den lieben Heiland diese Seelen zu gewinnen, und diesen Unglücklichen das ewige Leben zu vermitteln?

Das Waisenhaus St. Dominikus auf Trinidad.

1. Die Insel Trinidad, die südlichste der kleinen Antillen, liegt dem Festland von Südamerika am nächsten, ungefähr Venezuela gegenüber, unfern Guyana. Wie kommt es, daß diese Insel, bis 1783 spanische Kolonie und Tausende von Meilen von Ostindien entfernt, ein ganzes Volk beherbergt, das jenen Stämmen angehört, welche zwischen dem Indus, dem Ganges und Ceylon, meist unter englischer Herrschaft, wohnen? Denn, wie wir vor Allem bemerken müssen, stammen die Indier Trinidads durchaus nicht von jenen Caraiben ab, welche Christoph Columbus 1498 in Trinidad vorfand, als er diese Insel auf seiner dritten Reise entdeckte. Diese Ureinwohner sind fast ganz von den Antillen verschwunden; nur noch einige Trümmer findet man auf Trinidad in den Territorien Arima und Savanna Grande, auf der Mission; aber auch hier sind sie längst gemischt und sprechen die Sprache der spanischen Eroberer. An den Ufern des Orinoko indessen, einige Meilen von Trinidad, leben viele dieser Indianer noch im wilden Zustand.

Gegenwärtig ist die Insel Trinidad, wie die meisten der Antillen, zum Begegnungsplatz aller Menschenrassen geworden, wenn man etwa diejenigen von Oceanien ausnimmt; man trifft da Europäer, Asiaten, Afrikaner und eingeborne Amerikaner; einen Haupttheil der Bevölkerung bilden aber jetzt schon die

Hindus, und nach einigen Jahrzehnten dürften sie wohl die große Majorität bilden. Es ist dieß eine der interessantesten Thatsachen in der Geschichte der Stammeswanderungen.

Als die Spanier die Insel kolonisirten, verlegten sie sich hauptsächlich auf den Anbau des Zuckerrohrs, des Cacao, der Baumwolle und anderer Tropenerzeugnisse, und sie verfuhren dabei hier wie in Haiti, Cuba, Jamaika, Portorico u. s. w.; sie führten Neger ein, welche von Corsaren an der westafrikanischen Küste geraubt und als Sklaven verkauft wurden. Dieß System erhielt sich bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts. Sobald aber 1840 die Sklaverei in Trinidad durch die englische Regierung abgeschafft worden war, machten sich die Neger ihre Freiheit zu Nutze und entzogen sich der harten und mühseligen Arbeit, welcher sie zuvor durch ihre Herren unterworfen worden waren. Ein Schwarzer braucht fast nichts zum Leben; eine oder zwei Bananen, ein wenig Maniokmehl, einige Ignamen genügen ihm. Daher fehlt es ihm an Arbeitslust, sobald er für den gegenwärtigen Tag seine geringen Bedürfnisse befriedigt hat; und wie überall, so machte man auch auf Trinidad die Erfahrung, daß die Neger nur arbeiten, solange sie von der Sklavenpeitsche zur Arbeit gezwungen werden. Gleich nach der Aufhebung der Sklaverei fehlte es denn auch an Arbeitskräften und man mußte sich nach andern Mitteln umsehen, um für die Bodencultur der Insel zu sorgen. So kam man auf die Idee, Chinesen in Canton und Fokien, Hindus in Calcutta und Madras zu dingen und auf diese Insel zu verpflanzen.

Dominikanerinnen im Leprosenhaus zu Cocorita.

Die erste Einführung indischer Kulis nach Trinidad fand im Mai 1845 statt. Bald bildete sich unter dem Schutze der Regierung eine Einwanderungsgesellschaft, um diese Anwerbung von Arbeitern systematisch zu regeln und zu organisiren. Jedes Jahr kommen jetzt Hindus zu Tausenden an, Männer, Weiber und Kinder; sie sind auf fünf Jahre gegen fixen Lohn angeworben, und es steht ihnen frei, nach Ablauf dieser Frist nach Ostindien zurückzukehren oder in der Kolonie Parzellen des der Krone zugehörigen Landes zu erwerben. Die Meisten ziehen es vor, zu bleiben, und siedeln sich in Dorfschaften an, während ihre neuangekommenen Landsleute die Plantagen bestellen.

Diese Hindus behalten ihre Religion, ihre Sitten und ihre Landestracht. Sie sind über die ganze Insel hin verbreitet; in größter Anzahl aber wohnen sie in der Gegend von Naparim, die dem Bau des Zuckerrohres sehr günstig ist und wo die zahlreichsten Plantagen sich befinden. Man kann schon sagen, daß sie ein Volk bilden. Denn von der Gesammtbevölkerung der Insel, die sich auf 115,000 Einwohner beläuft, bilden sie ungefähr ein Drittel.

2. Seit der Ankunft der Hindus auf Trinidad bemühte sich der Protestantismus, Proselyten unter ihnen zu machen. Im Jahre 1857 unternahm es der Rev. Richards, ein sehr eifriger protestantischer Prediger, seit 1848 Rector an der anglikanischen Kathedrale von Port-d'Espagne, mit Unterstützung der Regierung und seiner Religionsgenossen, in Tacarigua, etwa zehn engl. Meilen von Port-d'Espagne, an der Straße nach Arima,

ein Asyl für Hindu-Waisenkinder zu bauen. Dank den Beiträgen, die ihm in wahrhaft verschwenderischer Weise zuflossen, nahm dieses Haus, groß und gut gebaut, ganz königlich gelegen, einen raschen Aufschwung. Heute zählt es durchschnittlich 50 Waisenkinder, 25 Knaben und ebensoviele Mädchen, und steht unter Leitung eines Bruders des Rev. Richards.

Im Juli 1863 wurde Msgr. Gonin, aus dem Predigerorden, von Pius IX. zum Bischof von Port-d'Espagne ernannt. Gleichzeitig übertrug der heilige Stuhl den Dominikanern die Verwaltung der katholischen Kathedrale und die Seelsorge der Stadt Port-d'Espagne, die für sich allein eine beständige Mission bildet; denn man trifft hier Menschen von allen Rassen, Sprachen und Religionen.

Die Kathedrale liegt am Meeresstrande, am einen Ende der Stadt, während die protestantischen Bethäuser sich im Mittelpunkt der Bevölkerung und des Verkehrs befinden. Daher stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, auch im Herzen der Stadt wenigstens eine katholische Kapelle und eine von der Kathedrale abhängige Succursalpfarre zu errichten. Einer der Dominikaner-Missionäre, der hochw. P. Forestier, widmete sich diesem Unternehmen und wurde zu diesem Zwecke zum unermüdlichen Almosensammler. In Folge seiner Bemühungen konnte man auf einem schon früher durch Msgr. Spaccapietra[1] erworbenen Platz den Bau einer Kirche beginnen. Der erste Stein wurde am 14. Mai 1866 gelegt, und am 4. Mai des folgenden Jahres weihte Msgr. Gonin die neue Kirche ein unter dem Titel „Un-

Waisenhaus der Dominikanerinnen in St. Domingo.

serer Lieben Frau vom Rosenkranz". Eine geräumige Schule erhebt sich neben der Kirche.

Diese beiden Gründungen hatten große Ausgaben nothwendig gemacht; bevor indeß die dadurch bedingten Schulden völlig getilgt waren, dachte der hochw. P. Forestier an ein neues Unternehmen. Auf seinen apostolischen Wanderungen traf er oft kleine arme Neger, die, völlig verlassen, noch mehr des Seelenbrodes als des leiblichen Brodes entbehrten; er wußte auch, daß viele Hindukinder hilflos den Fangarmen des Protestantismus preisgegeben waren. Den Dominikaner-Missionären ging diese Lage der Dinge gar sehr zu Herzen, aber was machen, wenn Einem weder Geld, noch Land, noch obrigkeitliche Hilfe zur Verfügung steht? Nun, wo es Seelen zu retten gibt, kennt die wahre Liebe kein Hinderniß. Zuerst wurde auf einem Hügel in der Nähe des Leprosenlazarethes von Cocorita, über welches wir schon wiederholt berichtet haben, eine Schule für die Hindukinder errichtet. Ein reicher Katholik aus Port-d'Espagne schenkte das Grundstück, das bisher wüste und öde dagelegen hatte; unter den fleißigen Händen der Dominikanerinnen aber wurde es ein reicher Garten, der jetzt schon mit 1500 Kaffee-

[1] Msgr. Spaccapietra, aus der Lazaristencongregation, gegenwärtig Erzbischof von Smyrna, leitete etwa fünfzehn Jahre lang als Administrator die Erzdiözese von Port-d'Espagne, und er hat daselbst unvergängliche Spuren seines Seeleneifers und seiner apostolischen Liebe zurückgelassen.

stauden, 300 Kakaobäumen und zahlreichen Bananen, Ananas, Orangen u. s. w. bepflanzt ist. In Mitte dieses Gartens auf der Spitze des Hügels liegt die allerdings unscheinbare St. Jakobusschule, aber sie hat schon reiche Früchte getragen. Beinahe an allen Hauptfesten des Jahres können einige der Zöglinge die heilige Taufe empfangen, und da die Dominikanerinnen durch die sorgfältige Pflege, welche sie den Kindern angedeihen lassen, bei deren Eltern bekannt und beliebt werden, so haben sie auch schon manche Familie für die Kirche gewonnen, und rings um Cocorita bildet sich jetzt schon eine kleine katholische Pfarrei [1].

3. Indessen so segensreich auch diese Thätigkeit war, so war sie doch der Natur der Sache gemäß auf einen engen Kreis eingeschränkt; um einen ausgedehnteren Einfluß zu gewinnen, mußte man an die Errichtung eines Waisenhauses denken, das aus allen Theilen der Insel die verlassenen Kinder aufnehmen könnte.

Die Stadt Port-d'Espagne liegt am Ufer eines Golfes, auf einem Erdgürtel, der sich in Form eines Kreisbogens von Norden nach Süden zieht und zwischen dem Meer und einem Kranze grüner Hügel in mehreren Stufen und gleichsam Stockwerken zu einer Höhe von 1000 m. aufsteigt. Auf dem ersten dieser Hügelringe, hinter dem Kolonialhospital, war ein Stück Land mit einem kleinen Cottage, das einem portugiesischen Prediger gehörte, zu verkaufen. Alles war wie gemacht für die projektirte Anstalt. Aber wer wird das Stück Land kaufen?

Die St. Jakobus-Schule.

P. Forestier zaudert nicht lange; er wendet sich an einen wackeren Mann, an dessen Pforte er nie umsonst geklopft hat,

[1] Einen großen Antheil an der Gründung der St. Jakobusschule wie überhaupt an dem Aufschwunge der Station von Cocorita hatte die ehrwürdige Mutter Katharina Dominika, welche sieben Jahre lang dem Leprosenhaus als Oberin vorstand und am 7. Mai d. J. von Gott abberufen wurde, um im Himmel den Lohn ihrer aufopfernden Liebesthätigkeit zu empfangen. Sie hatte vor 9 Jahren ihr Vaterland Belgien verlassen und bei ihrer Ankunft auf Trinidad zunächst die Leitung des Hospitals von Shine übernommen. Indessen blieb sie nicht lange hier, denn als das gelbe Fieber die Dominikanerinnen-Anstalten von Trinidad verheerte, und in wenigen Wochen nebst der Oberin von Cocorita acht Schwestern hinwegraffte, mußte die Mutter Katharina die Leprosen-Anstalt von Cocorita übernehmen. Sie zeigte sich den großen Schwierigkeiten, welche sie hier vorfand, durchaus gewachsen; ihre christliche Liebe und ihr apostolischer Seeleneifer kannten keine Grenzen, und sie verstand es, den Muth ihrer Schwestern, der unter den harten Schlägen zu ermatten drohte, stets wieder neu zu beleben. So gelang es ihr unter den größten Schwierigkeiten, das Spital von Cocorita, welches vor dessen Übernahme durch die Dominikanerinnen eine Spelunke gewesen war, zu einer Musteranstalt umzubilden. Daher konnte denn auch das protestantische Journal von Trinidad, der Chronicle, nicht umhin, beim Tode der ehrw. Mutter Katharina Dominika ihr einen ehrenvollen Nachruf zu widmen und ihre und ihrer Schwestern großartigen Verdienste um die armen Aussätzigen anzuerkennen. R. i. p.

den Herrn Leroy[1]; er setzt ihm sein Projekt und seine Verlegenheit auseinander, und nicht vergebens; denn durch das in ihn gesetzte Vertrauen gerührt, verspricht Herr Leroy die 2000 Dollars (etwa 8000 *M.*) und kauft die Besitzung auf seinen Namen. Groß war die Freude des P. Forestier, aber nur der erste Schritt war gemacht; jetzt galt es, zu bauen. Der Missionär setzt also sein Almosensammeln fort und beginnt bald den Bau einer Holzhütte, um die kleinen Knaben unterzubringen. Dann wendet er sich an einige fromme Personen in der Stadt, fordert sie auf, an den Kindern, die er zu retten gedenkt, Mutterstelle zu vertreten, und logirt sie in dem obern kleinen Haus (Cottage), das dazu bestimmt wird, den Waisenmädchen als Wohnung zu dienen und zugleich den bescheidenen Raum zu bieten, der einstweilen als Kapelle dienen soll.

Das Waisenhaus des hl. Dominikus zu Belmont wurde im September 1871 durch Msgr. Gonin eröffnet. Es zählte nur drei Negerkinder. Dieser Anfang schien, wie man erzählt, einer hochgestellten Persönlichkeit in Trinidad, welche der Eröffnungsfeier beiwohnte, so elend, daß sie, auf die drei Kleinen anspielend, ausrief: „Sie werden gewiß die ersten und die letzten sein. Das kann sich nicht halten." Von rein menschlichem Gesichtspunkt betrachtet, war das ganz richtig geurtheilt, aber Gottes Wege sind nicht die unsern, und aus dem geringsten Senfkörnlein kann ein großer Baum hervorgehen.

Am Ende des Jahres 1871, d. h. drei Monate später, befanden sich im Waisenhaus St. Dominikus schon 18 Kinder. Man lebte da in den Tag hinein; täglich ging eine der frommen Personen, welche sich dem Werke gewidmet hatten, mit dem Korb am Arm, von Thür zu Thür das tägliche Brod betteln. Wie oft sah man auch P. Forestier selbst in der Stadt umhergehen, um mit gutem Erfolge die Sache seiner lieben Kleinen zu betreiben!

Es war unzweifelhaft schon ein großer Gewinn, diese armen Kinder vom Elend gerettet zu haben. P. Forestier war indeß hiermit noch nicht zufrieden. Er wünschte vor Allem Hindu-Waisen, kleine Heiden, denen er das Sacrament der heiligen Taufe spenden könnte. Hiezu war es nöthig, daß die Anstalt St. Dominik zu Belmont, gleich dem protestantischen Waisenhaus zu Tacarigua, von der Regierung als öffentliche Wohlthätigkeitsanstalt anerkannt würde. Er erhielt diese Gunst gegen Ende des Jahres 1871 und am 15. December wurde der erste Hinduknabe aufgenommen.

In den Jahren 1872 und 1873 wuchs die Zahl der Waisenkinder, so daß man im Januar 1874, der Schulden unerachtet, ein neues Gebäude beginnen mußte, jenes nämlich, das rechts von dem Haupthaus liegt. Die Kinder, schon mehr als fünfzig an der Zahl, und die Lehrerinnen nahmen an der Arbeit sämmtlich Antheil. Kaum war der Bau der neuen Hütte fast beendigt, da mußte P. Forestier, dessen Gesundheit sehr erschüttert war, nach Europa zurückkehren und hinterließ seinem Nachfolger mit spärlichen Hilfsquellen die Ernährung einer noch täglich wachsenden zahlreichen Familie.

P. Violette nahm diese brüderliche Erbschaft mit Freude an und führte das Werk ganz im Geiste seines Vorgängers weiter. Aber auch er mußte das Waisenhaus 1875 verlassen, um Msgr. O'Carroll, Coadjutor des Erzbischofs Gonin, nach Europa zu begleiten und seine eigene Gesundheit herzustellen. Während seiner Abwesenheit übernahm P. Maria-Dominik Berthet, damals Superior der Dominikanermission, zu seinen übrigen Arbeiten auch die Leitung des Waisenhauses, und als er dieselbe gegen Ende 1875 in die Hände des P. Violette zurückstellte, waren die Schulden vermindert und die Anzahl der Kinder vermehrt.

4. Trotz der Hingebung derjenigen, welche sich mit Leib und Seele dem Dienste der armen Waisen gewidmet hatten, bedurfte die Anstalt leitender Kräfte, welche berufsmäßig zu diesem Werke der Liebe herangeschult waren. Msgr. Gonin wandte sich deßhalb an die Dominikanerinnen, welche sowohl in dem Aussätzigenspital als auch in der St. Jakobusschule zu Cocorita so glänzende Proben ihrer Tugend und Nächstenliebe gegeben hatten; zwölf von ihnen waren daselbst innerhalb neun Jahren bereits als Opfer ihrer Liebe gestorben.

Das Waisenhaus St. Dominik zu Belmont wurde ihnen im Februar 1876 übergeben. Die Anstalt zählte um diese Zeit 66 Kinder und 11 Personen, welche sie leiteten und besorgten. Im December war die junge Familie von Belmont, nach dem jährlichen Meetings-Bericht, folgendermaßen zusammengesetzt:

Creolen aus verschiedenen Ländern: 24 Knaben, 17 Mädchen; Hindus: 14 Knaben, 15 Mädchen; Chinesen: 1 Mädchen; im Ganzen 71 Waisenkinder. Die Kinder, die nicht dem Volk der Hindus angehören, classificirten sich folgendermaßen: 21 Knaben und 16 Mädchen von der Insel Trinidad; 3 Knaben und 1 Mädchen von der Insel Saint-Vincent; 1 chinesisches Mädchen. Die Mehrzahl der Kinder war unter sieben Jahren.

Im Laufe desselben Jahres (1876) haben zwei Mädchen und ein Knabe, den Kinderjahren entwachsen, das Waisenhaus verlassen. Das ältere der beiden Mädchen wünschte sich der Anstalt zu widmen, der es Alles verdanke, und wurde als Unterlehrerin in der Schule seiner früheren Gespielinnen angestellt, das andere kehrte zu seinen Verwandten zurück, der Knabe wurde in einem passenden Dienst untergebracht.

Der Jahresbericht spricht den mildthätigen Gönnern seinen Dank aus, welche von Frankreich aus das Waisenhaus unterstützten. Ein Damenverein in Lyon hatte ihnen großentheils den zur Darbringung des heiligen Meßopfers nöthigen Kirchenschmuck verschafft; auch Kleider und Bettzeug, deren man sehr bedurfte, kamen den Kindern aus Frankreich zu. Der Bericht hebt mit Recht rühmend hervor, daß ein armes Mädchen niedrigen Standes sich eine Summe von 500 Francs ersparte, um den Waisen von St. Trinidad Betten zu verschaffen.

Das Unternehmen hat soeben einen großen Schritt voran gethan. Die Colonialregierung, befriedigt durch die bisherigen Resultate, wird künftig für jedes Kind einen mäßigen Beitrag zahlen. Damit ist das tägliche Brod gesichert; aber wie viel

[1] Herr Leroy, Franzose von Geburt, ein sehr wackerer und intelligenter Mann, hatte sich durch 30 Jahre beharrlicher Arbeit einen bedeutenden Reichthum erworben. Er besaß in Trinidad mehrere Zuckerplantagen, auf denen zusammen an 400 indische Kulis arbeiteten. Im Jahr 1873 reiste er mit seiner Frau und seiner Schwester nach Frankreich, das er seit 30 Jahren nicht mehr gesehen. Eine Pilgerfahrt nach Lourdes erfüllte ihn mit reichlichem Troste; er vermochte sich von dem Heiligthum kaum mehr loszureißen. Es war indeß, als ob er eine Ahnung von Gottes Absichten gehabt hätte; denn wenige Wochen später starb er in Marseille eines schönen christlichen Todes. Seine sterbliche Hülle wurde nach Trinidad zurückgebracht und ruht heute im Garten des Waisenhauses St. Dominik zu Belmont, dessen erster Wohlthäter er gewesen.

bleibt noch zu thun! Wenn die Gebäude größer und die Hilfsmittel reichlicher wären, könnte man weit mehr Waisenkinder aufnehmen. Schon seit December 1876 ist die Zahl der Kinder auf 81 angewachsen. Die Hütten, welche auf dem Platze von Belmont standen, bevor P. Forestier denselben ankaufte, sind baufällig geworden; auch ist der Bau einer Kapelle ein dringendes Bedürfniß. Aber derjenige, welcher gesagt hat: „Ich will euch nicht als Waisen zurücklassen", wird, so hoffen wir, da und dort jenen Opfergeist erwecken, der so mannigfachen Bedürfnissen gewachsen ist.

Die Dominikanerinnen sind voll Vertrauen; sie freuen sich, ein Leben der Entsagung und des Opfers zu führen, wenn nur das Reich Jesu Christi in den Seelen sich ausbreitet. Das Ziel ihres Ehrgeizes ist, aus diesen armen, verlassenen Kindern wohlunterrichtete und eifrige Christen zu machen, von denen Manche später, unter Leitung der Missionäre, an der Bekehrung des auf Trinidad ansäßigen Hindu-Volkes arbeiten können.

„Wenn," schrieb jüngst die Oberin des Waisenhauses, „unsere Kuli-Kinder, 16 oder 17 Jahre alt, das Waisenhaus verlassen, so werden sie um so weniger versucht sein, zu ihrer falschen Religion zurückzukehren, da sie Niemanden von ihren Landsleuten kennen. Vielleicht ist das auch das Mittel, dessen sich Gott bedienen will, um diese so reich begabte Nation der Hindus zum Christenthum zu führen. Mir ist, als sehe ich schon die Stunde herandämmern, wo das Waisenhaus eine Pflanzschule von Katechisten und Lehrerinnen wird, die man in die Wohnungen und auf die Sammelplätze der Hindus ausschicken kann, um den Missionären die Wege zu bereiten."

Zum Schluß einige Worte aus einem Briefe, den der gegenwärtige Obere der Dominikaner-Mission in Trinidad jüngst schrieb: „Unsere ganze kleine Welt, die Schwestern, die Hilfslehrerinnen, die Kinder, haben soeben ihre Exercitien beendigt. Am Schlußtag derselben, dem 2. Februar, empfingen, in Gegenwart zahlreicher Ehrengäste, neun unserer Kinder von Belmont, sieben Knaben und zwei Mädchen, die erste heilige Communion. Msgr. O'Carroll, ein wahrer Vater für unsere Waisenkinder, feierte die heilige Messe und ertheilte ihnen das Sacrament der Firmung. Die Kinder sangen unter Leitung des P. Berthet, zur allgemeinen Befriedigung, sowohl lateinische als französische und englische Lieder. Msgr. O'Carroll predigte englisch. Am Abend, nach feierlich gesungener Vesper, beschloß der hochw. P. Gouchon die Exercitien mit einem auf die Erneuerung der Taufgelübde vorbereitenden Unterricht; dann zog die Procession, bei welcher ein Priester aus Venezuela, Herr Amitesarove, der Secretär des vertriebenen Erzbischofs von Carracas, als Celebrant fungirte, unter dem Gesange von Litaneien auf den Fußpfaden und unter den schattigen Baumwipfeln des Hügelplateau von Belmont zu einer Mutter-Gottes-Statue, am Fuße eines gewaltigen Baumes. Dort wurde die Weihe an die allerseligste Jungfrau durch eine Predigt des P. Berthet eingeleitet und dann vollzogen. Die ganze Feier ward hierauf mit feierlichem Segen beschlossen."

Nach zweijähriger Abwesenheit wird nun auch P. Forestier, der Gründer der Anstalt, zu seinen Kindern in St. Dominik zu Belmont zurückkehren. Möge es ihm vergönnt sein, die nöthigen Hilfsmittel zu finden, um neben dem Waisenhaus eine dieses heiligen und für die Bekehrung der Hindus so viel versprechenden Unternehmens würdige Kapelle zu bauen!

Ausflüge im Libanon.

Ein Brief des hochw. P. **Champon** S. J. an seinen Bruder. — (Fortsetzung.)

V. Die Wüste von Beyrut; Sidon; Tyrus.

Nachdem ich zwei Tage in Beyrut ausgeruht hatte, machte ich mich unter der Führung des hochw. P. Fenech und in Begleitung des Bruders Elias, des Generaloberen der Xaverianer, wieder auf den Weg, und zwar nach dem südlichen Theil der Mission.

Südlich von Beyrut tritt die Libanonkette nach Osten hin vom Meere zurück und gibt so einer großen Ebene Raum; allein dieselbe bietet das Bild einer traurigen Öde; feiner Flugsand, mit dem der Wind spielt, und den er zu seltsamen, stets wechselnden und wandernden Dünenhügeln aufbaut, erfüllt die ganze Breite vom Meer bis zum Fuße des Gebirges. Das ist die Wüste von Beyrut, ein kleines Bild der großen Wüste zwischen Ägypten und Tunis. Leicht kann man auf diesem unsichern, wechselnden Boden den rechten Weg verlieren und wenigstens auf einige Stunden in die Irre gehen; denn die Heerstraße, welche ehedem die ägyptischen Heere und später die Kreuzfahrer verfolgten, taucht erst dort aus dem flüchtigen Elemente auf, wo die Berge sich wieder dem Meere zuwenden. Bis dahin muß man eine Stunde lang auf gut Glück sich seinen Weg suchen.

Da die Entfernung von Beyrut nach Saida eine starke Tagereise beträgt, und wir zu spät abgereist waren, mußten wir im Khan von Nabi-Junus einkehren, dem damals ein alter Muselmann mit einem langen, untadeligen Barte vorstand. Obgleich sein Herz voll Verehrung für den Propheten war, kam er uns doch freundlich entgegen, und bald entstand eine lebhafte Unterhaltung.

„Ach," sagte er unter Anderem, „die Zeiten sind erbärmlich schlecht, es ist keine Gottesfurcht mehr auf Erden. Ich sehe wohl, soll's besser werden, so muß Gott (sein Name sei gebenedeit) nochmals einen Propheten senden und ihm ein neues Buch offenbaren, um die verirrten Menschen auf den rechten Weg zurückzuführen; denn selbst die Türken taugen nichts mehr."

„Aller Verehrung würdiger Scheich," entgegnete ich ihm, „du kennst also wohl den Koran und seinen Propheten?"

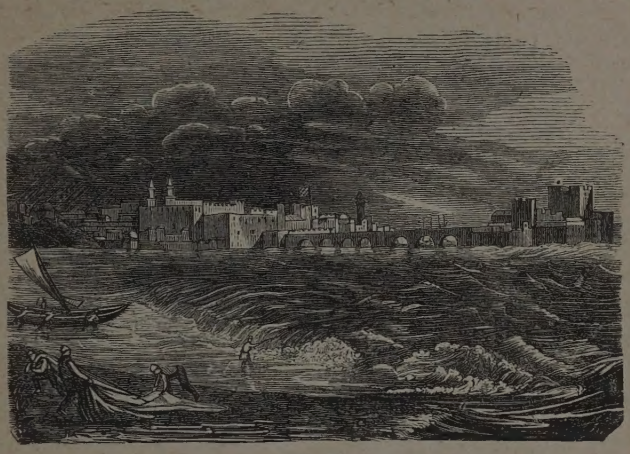
Augen und Hände zum Himmel gewandt, das Antlitz von einer unbeschreiblichen pietistischen Rührung übergossen, murmelte er einige Segenssprüche in den Bart, von denen ich nur die letzten halb verständlichen Laute erhaschen konnte: „Es ist eine übergroße Gnade und Gunsterweisung Gottes, der gepriesen sei in Ewigkeit."

„Nun gut; ich kenne euern Koran auch, und habe ihn sogar, obgleich ich Christ und Missionär bin, gründlich studirt. Weißt du wohl, Scheich, daß der Koran und das Evangelium viele Texte aufweisen, die sich ganz ähnlich sind?" Und nachdem ich ihm einige citirt hatte, fuhr ich fort: „Es ist also höchst unvernünftig, daß ihr Söhne des Propheten auf uns Christen mit so tiefer Verachtung herabschaut."

„Ja, ja Vater," erwiederte er, „das Recht ist auf deiner Seite; ich sehe es ein und höre es aus deinem Sprechen, du bist ein guter und hochgelehrter Mann. Ach wie wenige gibt's deren heute! Ja es ist wahr, der Koran und das Evangelium sind beide vom Geiste Gottes eingegeben."

„Auch du, sehr verehrungswürdiger Scheich, gehörest zur kleinen Zahl der Guten, und ohne Zweifel kennst du das Evangelium?"

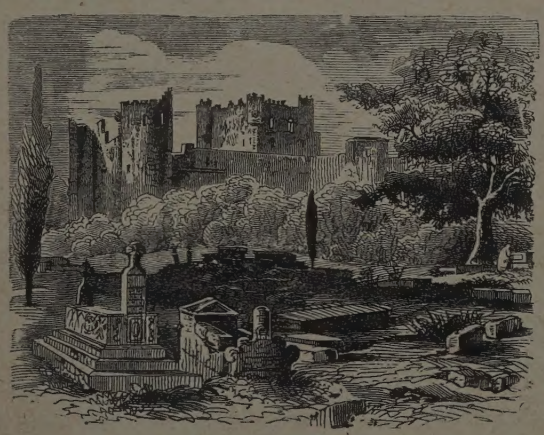
„Ohne Zweifel! Das Evangelium kommt auch von Gott; darum habe ich mir eines angeschafft und lese alle Tage darin."



Sidon.

..Da war mir gleichsam von selbst der Anlaß geboten, mich mit dem Alten in ein kleines religiöses Gespräch einzulassen, und natürlich ließ ich die Gelegenheit nicht unbenutzt. Ob der gute Greis meine Vergleiche, durch welche ich ihm unsere heiligen Geheimnisse erklärte, alle verstanden hat, weiß ich nicht; indessen schien er mir befriedigt zu sein, ja beim Abschiede sagte er mir mit warmem Händedruck: „So Gott will, sterbe ich als Christ."

Sein Wohnort verdankt den Namen Nabi-Junus (Prophet Jonas) der Ansicht der Muhammedaner, daß hier an diesen flachen Strand der Prophet Jonas von dem Meeresungeheuer, in dessen Bauch er drei Tage gelebt hatte, ausgespieen worden sei. Die syrischen Christen versetzen diese Begebenheit nach Dschuni, drei Stunden nördlich von Beyrut. In der Nähe liegen einige Ruinen, die der Wissenschaft keinen Anhaltspunkt zu einem sichern Urtheil über ihren Ursprung bieten. Einige Gelehrte finden in ihnen das alte Porphyrion, das einst in der ganzen Welt wegen seines Purpurs genannt ward. Ich für meinen Theil glaube, daß man Porphyrion tiefer im Süden suchen muß.



Gräberhof zu Sidon.

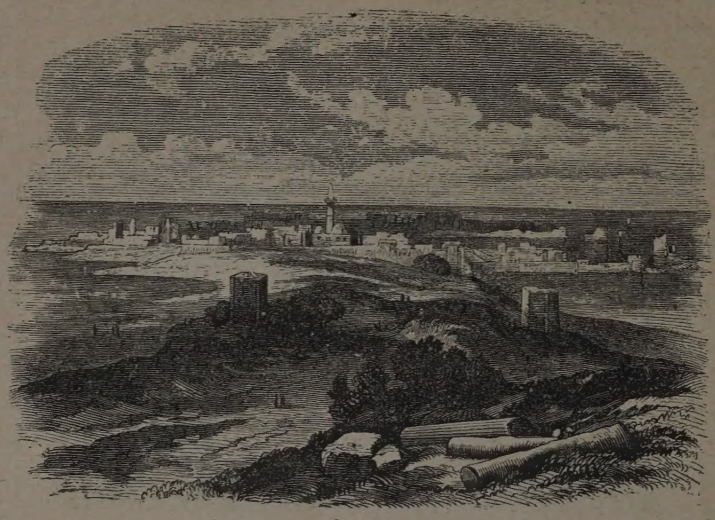
Der Weg führte uns an den alten Salzwerken der Königin des Meeres, Sidon, vorbei, hier haben wir wohl die Misrephot-Majim (oder aquae Maserephoth der Vulg.) zu suchen, von welchen es im Buche Josue (11, 8) heißt, daß bis zu ihnen hin der große israelitische Führer den Jabin und die andern drei Könige aus dem Lande Chanaan verfolgte, die er am See Merom besiegt hatte.

Nachdem wir dann noch ohne sonderliche Mühe über den Fluß Aula (Bostrenus) gesetzt, kamen wir gegen Abend in eine Stadt, die sich rühmen kann, eine der ältesten der Welt zu sein, aber gegenwärtig jedenfalls eine der erbärmlichsten und schmutzigsten ist. Es war Saida, das alte Sidon.

Sidon, gegründet von Sidon, dem Erstgeborenen Chanaans, dem Enkel Chams, blühte schon lange bevor die Israeliten vom gelobten Lande Besitz nahmen, und hatte zu Moses' Zeiten eine Art von Oberherrschaft über die andern phönizischen Städte. Von Sidon aus wurde Tyrus gegründet oder neugegründet; Sidon hat Schifffahrt und Handel zur Blüthe gebracht, das erste Alphabet erfunden und leider zugleich mit diesen Segnungen der Kultur den Fluch der Abgötterei über Land und Meer getragen. Schon Homer schildert die Einwohner von Sidon als ein in allen Künsten wohlerfahrenes, reges und strebsames Volk. In allen Ländern setzten sie sich fest durch ihre Kolonien, und jedes damals befahrene Meer durchfurchte ihr Kiel. Was ist geblieben von allem Ruhm, aller Macht und Größe! Nichts, als was die Wahlstatt einer blutigen Schlacht am kommenden Morgen schauen läßt: ein Leichenfeld. Das verkommene Saida, sowie seine gleichgeartete Tochter Tyrus sind ein fortwährendes beredtes Gottesurtheil. Wie oft haben die Propheten die stolze Königin des Meeres wegen ihres hochmüthigen Sinnes und ihrer ungemessenen Zügellosigkeit mit dem Fluche des Herrn bedroht! Er hat sie getroffen und sich buchstäblich erfüllt.

Von der Höhe der alten, verfallenen Citadelle aus den Tagen der Kreuzfahrer hat man einen prächtigen Ausblick in die Gegend. Der glänzende Spiegel des Meeres, das lebhafte Licht, in welchem die Berge mit so scharfen, reinen Formen hervortreten, thun dem Auge fast wehe; mit desto größerem Wohlgefallen ruhen sie auf dem dunkeln Grün der Gärten, die auf der Landseite die Stadt in einem weiten Halbkreise umgeben. Mit verschwenderischer Hand hat die äußerst fruchtbare Natur dieses Himmels die üppige Fülle ihrer Reichthümer ausgestreut; Palmen, Bananen, Orangen, Citronen wetteifern miteinander, das glückliche, mit Sonnenschein und Wasser reich gesegnete Land zu schmücken. Mitten in diesem Gottesgarten liegt ein Haufen von niedrigen, weißübertünchten, aber schmutzigen Hütten und Häusern, die von möglichst engen, dumpfigen, kothreichen Straßen durchzogen sind, das heutige Saida. Die Stadt ist wie eine Kothlache inmitten eines blumigen, duftenden Gartens.

Und ein Geschlecht haust hier, das dem Schmutze seines Aufenthaltsortes würdig ist. Einige wenige Katholiken ausgenommen, zeigten die Einwohner in ihrer unsaubern Kleidung eine abstoßende Physiognomie, als natürliches, deutlich redendes Spiegelbild ihrer sittlichen Verkommenheit. Der Muhammedanismus tritt uns hier in seinem ganzen entsittlichenden, entwürdigenden Einflusse entgegen.

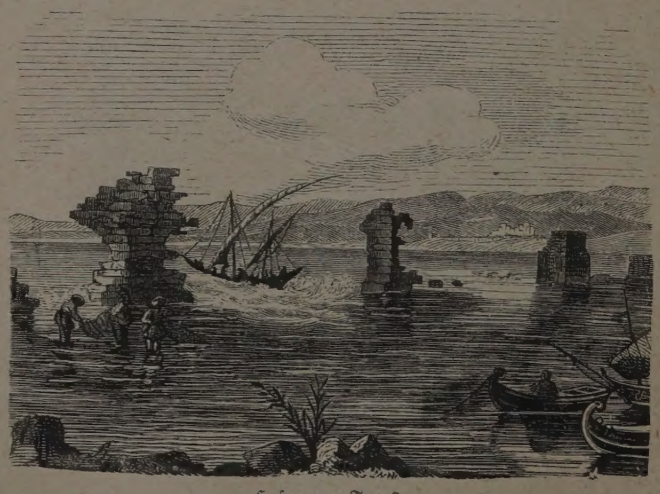


Tyrus.

Großartige Ruinen darf man hier nicht suchen; nur hie und da ragt auf dem Meeresstrande oder aus dem grünen Laubwerk der Gärten ein zerbrochener Säulenschaft als Zeuge der alten Macht und Größe hervor; nur zuweilen findet das Auge des emsigen Forschers das Trümmerstück einer Mosaikarbeit oder einige Mauerreste der ehemals so üppigen, königlichen Stadt Sidon. Die Ruinen, die sich in letzter Zeit in der Umgegend auf dem flachen Lande und auf den Hügeln aufgefunden, rühren erst aus der Zeit griechischer und römischer Ansiedlungen.

Von der Oberwelt ist also das alte Sidon verschwunden, aber unter der Erde besteht noch die alte Gräberstätte Sidon's. Enge dunkle Gänge führen mehrere Meter tief in die Erde hinab und erweitern sich plötzlich zu Todtenkammern; dann kriecht der Gang weiter, schlingt und windet sich kreuz und quer, um in eine Sackgasse zu enden; oder er macht plötzlich Kehrt, indem er in die Tiefe steigt und dann unter sich selbst fortläuft, oder indem er sich aufwärts wendet und über seinem eigenen Rücken fortgeht. So windet sich die Todtenstadt als ein wahrhaft unentwirrbares Labyrinth von Irrgängen unter dem Boden her, jetzt dicht an der Erdoberfläche, dann wieder tiefer niederwärts sich senkend. Ihre Ausdehnung hat man bis jetzt noch nicht vollständig erforscht, obgleich nicht nur die Wißbegierde europäischer Gelehrten, sondern auch die Habsucht der Araber an den verschiedensten Stellen den Boden umgewühlt hat. Es lohnt sich aber der Mühe, hinabzusteigen, denn man stößt noch auf manchen ägyptischen Sarkophag von Marmor oder Granit, häufiger jedoch finden sich Gräber chananäischen Stiles: einfache Aushöhlungen in den Wandungen oder in dem Boden der Gänge, die genau so lang, tief und breit sind als ein menschlicher Leichnam. Von Zeit zu Zeit sind die schon erwähnten Todtenkammern mit mehr Kunst und ausgesuchterem Geschmacke geziert. Ich habe da kleine Wandgemälde mit so lebhaftem, frischem Farbenspiele gefunden, daß die moderne Malerkunst wohl begierig sein möchte, von jenen Meistern, den Zeitgenossen eines Hiram und eines Salomon, das Geheimniß der Mischung zu erlernen, welche den Farben jahrtausendkräftiges Leben verleiht. Die Bilder sind wahrscheinlich geheimnißvolle, gottesdienstliche Zeichen für den Götzendienst der beiden großen phönizischen National-Gottheiten: Astarte und Melkart.

Mitten in diesem Reiche der Schatten und des Todes erhebt sich ein Trümmerhaufen von Mauerresten, Gewölben und Schutt. Vielleicht bildeten sie einst eine stolze Pyramide oder einen heidnischen Tempel, oder sie bergen die Gebeine der Könige von Sidon und sind also die letzten Reste der glänzenden Gräber, in denen jene meerbeherrschenden, allgewaltigen gekrönten Häupter ihren Todesschlaf schliefen.



Hafen von Tyrus.

Tyrus liegt ungefähr sieben Stunden südlich von Sidon; der Weg, die schon öfter genannte Straße der ägyptischen, römischen und christlichen Heere, verläßt das Ufer des Meeres nie. Aber was gelten hier alle profanhistorischen Erinnerungen! Hier kann ich bereits ausrufen: Löse die Schuhe von deinen Füßen, denn wahrhaftig dieser Ort ist heilig. Hat doch von Sidon an bis nach Ägypten hin auf dieser Straße der Fuß des göttlichen Heilandes gewandelt! Sie ist natürlich nicht mehr das, was sie früher war, aber doch noch immer die Haupthandelsstraße Syriens. Ein stetes Gehen und Kommen von Karawanen belebt sie; jeden Augenblick taucht aus dem Dünensande der Wüste eine solche buntscheckige Schlangenlinie auf und zieht dann mit ihrer langen Reihe von Kameelen, Eseln, Maulthieren und Adamskindern

am einsamen Wanderer vorüber, während sein Fuß fast bei jedem Schritt und Tritt auf Mauertrümmer, Ruinen und Grabdenkmäler stößt; freilich sind nicht alle sichtbar, denn Wüstensand und Meerwasser bemühen sich in regem Wetteifer, sie zu überfluthen und sie dem Lichte der Sonne zu entziehen. Da steht ein römischer Meilenzeiger, die eine Hälfte steckt im Boden, die andere liegt traurig daneben. Und hier zu unserer Rechten erhob sich einst Sarepta, der Schauplatz jener anmuthigen Geschichte von der gastfreien Wittwe und ihrem Ölkruge, welchen das Wort des Propheten Elias unversiegbar gemacht. Wir ziehen vorüber, neue Erinnerungen steigen in der Seele auf, denn südwärts strecken die Ruinen einer Stadt ihren kahlen, versengten Scheitel aus dem Sande hervor. Vielleicht sind es die Trümmer von Ornithopolis, das von Plinius und andern Schriftstellern des Alterthums in ihren geographischen Werken genannt wird. Wer weiß, vielleicht wohnte hier jenes syrophönizische Weib, in dem der Heiland so großen Glauben gefunden, daß er darob gerührt ihre kranke Tochter heilte. Wenn du mir jetzt erlaubst, noch eine Muthmaßung auszusprechen, so soll es für heute der Probleme genug sein. Dort im Osten befindet sich im Gebirge, das den Sand der Meeresküste abgrenzt, eine ganze Reihe von Grotten, die man die Höhlen von Adlun nennt, sie sind vielleicht die Reste der Todtenstadt des alten Tyrus.

Sarepta.

Wir hatten uns Nachmittags von Saida aufgemacht, um für die Nacht im Khan von Al-Kantara ein Unterkommen zu suchen und dann des folgenden Morgens in Tyrus anzukommen. Im genannten Khan geriethen wir in eine gewiß nicht alltägliche, bunte Gesellschaft, nämlich in eine persische Karawane, die hier Halt gemacht hatte. Ohne viele Umstände setzten wir uns mitten unter die fremden Gäste; bald steigt der Rauch aus den Pfeifen, begleitet vom Dampfe aus dem Findschan (Tasse), und leicht und unermüdlich geht Rede und Widerrede von hüben nach drüben.

„Wie groß ist der Herr!" rief ein Perser aus, der Wortführer und Obmann zu sein schien, „wie ausgedehnt ist das Antlitz der Erde! Denkt euch, ihr edlen Scheichs aus dem Abendlande, da ziehen und wandern wir schon lange durch die Welt und immer sind wir noch nicht an ihr Ende gekommen. Im schönen Hadscham (Persien) sind wir daheim. Unsere Väter sagten, drüber hinaus gebe es kein Land mehr, aber jetzt haben wir gesehen, daß es außerhalb Hadscham auch noch Länder und Leute Gottes gibt (der gepriesen sei in Ewigkeit)."

„Ihr redet Wahrheit," entgegnete ihm mein Reisegefährte, „die Welt ist groß und Gott ist noch größer. Aber sagt mir, ihr weisen Männer aus Hadscham, wie viel Völker zählt ihr wohl auf Erden?"

„Siebenzig ganze Völker bewohnen sie; dann gibt es noch ein Volk, das bloß zur Hälfte besteht. Jedes von ihnen hat seinen Propheten und sein Buch, denn also gefällt es dem Herrn, die Menschen zu sich zurückzuführen."

„Aber welches ist denn jenes halbe Volk?"

„Das sind die verfluchten Juden. Einstmals bildeten sie ein großes, schönes Volk, besaßen ein Buch, die Thorah (die Bibel) und einen Propheten, Musa (Moses). Da sandte ihnen Gott einen andern Propheten Aïssa (Jesus), den Sohn Mariens, und mit ihm ein neues Buch; aber die Juden wollten von dem Buche nichts wissen und schlugen ihren Propheten an's Kreuz. Wegen jener Frevelthat ist Gottes Racheschwert über sie gekommen und hat sie auf der ganzen Welt zerstreut, so daß sie ein halbes Volk zu nennen sind, aber ein verirrtes und verfluchtes."

„Ihr kennt also Aïssa, den großen Propheten der Christen?"

„O gewiß, nicht nur kennen wir ihn, sondern wir verehren ihn auch. Wir waren in Mekka am Grabe Muhammeds (Gott sei mit ihm), jetzt pilgern wir nach Jerusalem, der heiligen Stadt, um an der Stätte zu beten, an der die Gebeine Aïssa's ruhen (Gott segne ihn)."

Anscheinend war das eine prächtige Gelegenheit, diese guten Leute zu bekehren; aber es ist ihnen nicht beizukommen, denn sie sind bis auf den tiefsten Herzensgrund von fanatischer Schwärmerei für ihren Propheten wahrhaft besessen, so daß kein Raum bleibt für christliche Wahrheit, zumal da die krasseste Unwissenheit ihre schwesterliche Hand dem Schwärmergeiste darreicht. Übrigens war die Unterhaltung lebhaft und währte lange. Wandelte einen der Schlaf an, so streckte er sich ohne viel Ceremoniell auf seine Matte aus, und bald schlossen sich die Augen und der gesprächige Mund.

Am folgenden Tag ritten wir weit vor Mittag in Sur oder Tyrus ein. Der Weg bot nicht viel Bemerkenswerthes. Nur der Kasmieh und die alte Festung an seiner Mündung verdienen Erwähnung. Der Kasmieh ist entschieden einer der anmuthigsten Flüsse Syriens; seine Quelle liegt nahe den Ruinen von Baalbeck. Von dort fließen seine Wasser durch die ganze B'quaa, bis sie sich durch die Kette des Libanon einen Weg gesucht und ein Bett bereitet haben, dessen immergrüne Ufer einem großen, lachenden Garten gleichen. Die verfallene Festung an seiner Mündung liegt auf einem militärisch vielberühmten Boden, denn hier standen die Zelte Salmanassars während der schrecklichen Belagerung von Tyrus. Alexander mußte diese Position am Kasmieh nehmen, bevor er an Tyrus herankonnte; endlich haben diese geborstenen, eingesunkenen Mauern und Thürme jene große und entscheidende Schlacht gesehen, in welcher die Kreuzfahrer den Malek-Adel, den Nachfolger Saladins, auf's Haupt schlugen.

Tyrus. „Menschensohn, sing ein Klagelied über Tyrus,

sprich zu Tyrus, die da wohnt am Eingange des Meeres und Handel treibt mit Völkern und entfernten Inseln: So spricht Gott der Herr: O Tyrus! du prahlest: ich bin von vollendeter Schönheit; ich liege im Herzen des Meeres! Tannen aus Sanir erbauten deine Schiffe; aus Cedern vom Libanon errichteten sich dir Mastbäume, von Eichen aus Basan wurden deine Ruder; deine Schiffsbänke bereiteten sie dir aus indischem Elfenbein und die Gemächer aus Holz von den Inseln Italiens. Feine, gestickte Leinwand aus Ägypten wurde dein Segel, Hyacinth und Purpur von den Inseln Griechenlands wurden deine Decken. Sidons und Arads Bewohner wurden deine Ruderknechte. Die Ältesten und Verständigsten aus Dschebail dienten auf deinen Schiffen; deinem Handel dienten alle Schiffe des Meeres und ihre Leute; Perser, Lydier, Lybier sind deine Krieger. Die Söhne von Arad standen auf deinen Mauern ringsum, die Pygmäer hängen ihre Köcher an deine Mauern. Cadix und Carthago handelten mit dir: mit einer Menge von Schätzen, mit Silber, Eisen, Zinn und Blei füllten sie deine Märkte. Griechenland, Thubal und Mosoch verkehren mit dir: Leibeigene und ehernes Geräth bringen sie deinem Volke. Die Stämme von Thogorma, die Söhne von Dedan, Syrien und Arabien, die Fürsten von Cedar, Damaskus und Haran kommen zu dir und liefern dir Waaren, Ballen von himmelblauem Stoff, Stickerei und kostbare Güter. Deine Märkte sind überschwemmt von Elfenbein, Ebenholz, Edelsteinen, von Purpur und Seide, Kunstwerken und allen Schätzen. Aber auf die hohen Wasser führen dich deine Ruderknechte, ein Südwind zertrümmert dich im Herzen des Meeres. Dein Reichthum und deine Schätze werden in's Herz des Meeres fallen am Tage deines Unterganges. Und es werden aus ihren Schiffen steigen die Schiffsleute, und sie werden über dich jammern mit lauter Stimme, sie werden Staub auf ihre Häupter werfen, sich mit Asche bestreuen und über dich ein Trauerlied anheben und sagen: welche Stadt ist wie Tyrus, die verstummte in der Mitte des Meeres? Nun bist du zertrümmert; in die Tiefe des Wassers sind gefallen deine Güter und all dein Reichthum. Alles ist dahin, Alles ist untergegangen. Gefallen bist du, hingesunken, gemordet durch die elende Hand eines Freundlings. Zu Nichts bist du geworden, und nimmer wirst du aufkommen in Ewigkeit."

St. Jean d'Acre von der Seeseite.

Zu diesen Worten des Propheten Ezechiel Kap. 27. 28 läßt sich nichts hinzufügen; die Verwirklichung bestätigt ihren göttlichen Ursprung. Denn das alte Tyrus, welches Nabuchodonosors eiserne Faust bezwungen, ist wirklich in Nichts versunken; nur ein Denkmal steht einsam auf der Stätte der Verwüstung, das Grab des Königs Hiram, und selbst dessen Echtheit wird noch angezweifelt. Das elende Dorf aber, das heute auf jener Halbinsel liegt, auf der einst Tyrus sich erhob, hat zwar den Namen mit dem Tyrus der heiligen Schrift und der Geschichte gemein; aber das ist auch Alles. Man findet da einige armselige Hütten, die in einer niedrigen und formlosen Bauart so nachlässig aus Stein und Erde aufgeführt sind, daß sie die größte Ähnlichkeit mit Gräbern haben; zwischen ihnen erheben sich hie und da Mauerreste aus dem Grunde, die auf eine frühere Stadtmauer schließen lassen. Zerbrochene Säulen, Haufen von Porphyr, Glas und Scherben aller Art liegen rings umher. Der Boden selbst besteht mehrere Meter tief fast nur aus einem Gemenge von Gyps und zerbröckeltem Gestein. Aus diesen Zeichen der Verwüstung schließt man auf die einstige Stätte des blühenden Tyrus. Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, in einen jener tiefen Gräben hinabzusteigen, welche die französischen Soldaten bei der Expedition von 1861 ausgeworfen. Trotz allen Suchens und Wühlens im Boden herum fand ich nur einige Gebeine und einen halben Schädel. Das ist Alles, was ich außer Mosaikresten und Mauertrümmern am Meeresufer bei meiner zweitägigen Nachforschung sah und fand.

St. Jean d'Acre von der Landseite.

Wo befand sich der Hafen? Drei oder vier kleine Buchten, von denen jede einen herrlichen Hafen bilden konnte, streiten um die Ehre, die Schiffe der ehemaligen Königin der Meere

geborgen und vor Sturm und Wellendrang geschützt zu haben. Ringsum liegt eine Menge von Säulen aus Marmor oder ägyptischem Granit, zur Hälfte theils im Sande versteckt, theils in den Wellen begraben. Im Meeresgrunde stehen eine Strecke von ungefähr 10 Minuten vom Ufer entfernt viele hundert großartige, ganz erhaltene Säulen. Wenn bei ruhigem Wetter die klaren Wasser dem Auge einen Einblick in die Tiefe erstatten, darf es kein Reisender versäumen, eine Barke zu nehmen und hinauszufahren, die Wunder der tyrischen Baukunst anzustaunen. Der Meeresgrund ist wahrhaft besät mit Säulen und Trümmern, den Ruinen einer mehrtausendjährigen Vorzeit. Gewaltige Mauern ziehen sich wohl eine kleine Stunde weit längs dem Strande hin, und man erblickt deutlich das Gefüge der mächtigen Quadersteine, deren Gemäuer sich bis zu einer Dicke von 10 Meter ausdehnt.

Die interessantesten Ruinen, welche sich auf dem festen Lande erhalten haben, sind die der alten christlichen Basilika. Zwei prachtvolle Säulen stehen an ihrem Eingang und viele kleine Säulenstücke aus rosenrothem Granit liegen im Innern umher. Der Haupttheil der Ruinen rührt ohne Zweifel von der St. Marcuskirche her, welche die Venetianer 1125 hier gebaut haben; aber die Säulenreste mögen wohl der alten Basilika angehört haben, an deren Stelle die Venetianer ihre neue Kirche erbauten, jener alten Basilika, welche Paulinus, Bischof von Tyrus, aufführte, Eusebius von Cäsarea einweihte und der große Origenes, dessen Grab noch im elften Jahrhundert hier gezeigt ward, mit dem Ruhme seines Namens erfüllte.

Wer länger als einen Tag in Tyrus verweilt, darf nicht scheiden, ohne die Wasserwerke Hirams besucht zu haben, welche man heute „Haupt der Quelle", Raß-el-Aïn nennt; sie liegen ungefähr eine Stunde von Tyrus entfernt, mitten in der blühenden Pflanzenwelt der hier auslaufenden Höhen des Libanon. Sie bestehen aus vier gewaltigen Wasserbehältern von verschiedener Größe, von denen der größte ein Sechseck von 20 m. im Durchmesser bildet. Die ganze Bauart und Einrichtung ist wahrhaft staunenerregend. Die Thalgründe des Gebirges waren von wasserreichen Quellen berieselt; es handelte sich darum, dieselben für das umliegende Land und die Stadt nutzbar zu machen. Deßhalb fing man alle Quellen und Bäche auf und sperrte sie in gewaltige Gefängnisse ein, deren undurchdringliches Gemäuer sich dem flüssigen Elemente entgegenstemmte, bis es zu einer bestimmten Höhe sich angesammelt hatte; durch Kanäle und Aquäducte, deren Ruinen noch zu sehen sind, wurde es dann in die Stadt geführt. Diese großartige Wasserleitung von Raß-el-Aïn und die noch großartigere unweit Bethlehem, die Jerusalem und seinen Tempel mit Wasser versorgte, lassen uns das Genie Salomons bewundern, dem sie zugeschrieben werden.

Bis nach Tyrus hatten wir noch halbwegs als Europäer gelebt. Auf meinem Ausfluge im Norden von Beyrut, auf dem ich entweder in der Nähe der Küste verblieb, oder im Innern des Landes von einem Kloster zum andern wanderte, habe ich den Europäer nie ganz ausziehen müssen, aber jetzt sollte es anders werden; sobald wir über den Rücken des „weißen Vorgebirges" gesetzt und den Weg ostwärts nach dem Belad Beschara eingeschlagen haben, müssen wir den Europäer ganz abstreifen oder wenigstens gehörig vermummen, denn von jetzt an ist Alles stockarabisch, kein Zeichen moderner Civilisation ist hierhin gedrungen.

Das weiße Vorgebirge sperrt wie eine steile Wand die Ebene von Tyrus ab. Mit gewaltigem Trotze legt dieser vorgeschobene Stock des Anti-Libanon sich breit und steif dem Reisenden in den Weg; umgehen kann man ihn nicht, denn sein Fuß badet sich in den Fluthen, ohne daß der jäh abfallende Fels an seinem Fuße Raum zu einem Wege übrig läßt. Man muß also über einen schmalen steilen Pfad klettern, der im Felsen, etwa 60 m. hoch über dem Meeresspiegel, ausgehauen ist. Bei diesem abenteuerlichen Ritt mag es dem Reisenden wohl schwindeln, aber in Wirklichkeit ist keine Gefahr vorhanden; denn das arabische Roß hat einen festen Schritt, und sicher trägt es dich auf seinem Rücken am Rande der Tiefe vorbei und setzt dich heil und wohlbehalten, wenn auch von Sorgen um's liebe Leben und vom Angstschweiß ein wenig mitgenommen und außer Athem, in den lieblichen Gefilden von Akka (St. Jean d'Acre) nieder. Vor noch nicht zwanzig Jahren gesellte sich freilich oftmals zu diesem Schrecken der Einbildungskraft eine höchst unangenehme, allzu krasse Wirklichkeit. Da konnte es einem armen Reisenden begegnen, daß er sich urplötzlich von einem Schwarm unliebsamer Gäste umringt und seiner Habseligkeiten durch Räuber beraubt sah. Für dieses Mal werden wir jedoch Akka, das in der Kreuzfahrerzeit eine so bedeutende Rolle spielte, nicht betreten; wir begnügen uns, es aus der Ferne zu beschauen, und wenden uns gegen Osten nach Belad Beschara, dem „Land der Verkündigung".

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Ost-Sutschuen. Die Christenverfolgung in der Provinz Sutschuen, von der wir im vorigen Jahre wiederholt berichten mußten (1876, S. 107, 169, 213), scheint endlich ihrem Ende sich zu nähern. Die erste Nachricht darüber finden wir in einem Briefe des hochw. Herrn Pons aus Kienkiang vom 2. Januar d. J.:

„Von Kiang-pen-tin aus, wo die Verfolgung ihren Ursprung nahm, hat sie sich über die benachbarten Distrikte verbreitet. Der große Bezirk von Fu-tschëu ist der Schauplatz schrecklicher Grausamkeiten gewesen. Die Kirche, welche erst seit wenigen Monaten vollendet war, ist gegenwärtig nur mehr ein Trümmerhaufen; die Häuser der Christen wurden den Flammen überliefert; die Christen selbst mußten ihre Heimath verlassen und in andere Distrikte fliehen. Eine große Zahl befindet sich in Tschonkin bei Msgr. Desflèches, welcher sich bemüht, sie zu unterstützen, soviel ihm seine geringen Mittel gestatten. Man kann sich leicht das Elend dieser Unglücklichen denken, welche ohne Hilfe, ohne Freunde, von ihren verwüsteten Äckern und aus ihren verbrannten Häusern vertrieben, um des Glaubens willen Verfolgung erdulden. Bei meiner letzten Reise nach Pen-tschui

traf ich zwei chinesische Priester aus dem Bezirk Fu-tschëu, deren Familien ebenfalls ihre ganze Habe verloren haben und die noch jetzt nicht wissen, ob ihre Brüder und Schwestern noch leben und wohin sie sich geflüchtet haben.

Die Mandarine sind bestürzt über die Ausdehnung, welche die Greuel genommen, und sie haben strenge Befehle erlassen, um dem Blutvergießen und der Plünderung Einhalt zu thun. In Folge derselben beginnt die Ruhe wiederzukehren; es ist auch Zeit, daß nach zehn Monaten der Verfolgung der Friede unserer armen Mission wiedergeschenkt werde."

Ausführlicher berichtet über das Ende der Verfolgung der hochw. Herr Vinçot in einem Briefe vom 1. Februar d. J.:

„Endlich nach zehn Monaten einer grausamen Verfolgung hat unser Vicekönig den Befehl ertheilt, die Räuberbanden zu vernichten, welche das Land durchzogen und gegen die Christen wütheten. Herr Provost schreibt mir vom 10. Januar, daß der Mandarin von Fu-tschëu bereits 20 dieser Banditen habe aufgreifen und nach einer schweren Bastonade in den Kerker werfen lassen; eben derselbe hat dann auch die Dorfvorsteher zu sich beschieden und ihnen den Befehl gegeben, alle Christenverfolger gefangen zu nehmen und ihm gefesselt vorzuführen. Gleichfalls hat der Mandarin von Fong-tu-hien schon vier Banditen in Gewahrsam genommen.

Diese Nachrichten lassen uns hoffen, daß die Verfolgung zu Ende ist; die Räuberbanden lösen sich auf, wie man sagt, und die vom Tao-tai in die bedrohtesten Distrikte abgesendeten Mandarine werden wohl zeitig genug eintreffen, um die Herren Landes und Pons zu befreien, welche von einigen hundert Mordgesellen in Pen-tschui schwer bedroht sind. In den ersten Tagen des Januar kamen in Kuifu vier große Mandarinenbarken an, auf denen sich protestantische Prediger befanden und die auf ihren Flaggen in großen Buchstaben das kaiserliche Dekret zeigten, welches die freie Predigt des Evangeliums gestattet. Da seit dem 1. Januar die Convention von Tschefu in Kraft getreten ist, hat der Tao-tai einige Mandarine abgesendet, um zu verhüten, daß man diesen protestantischen Predigern Schwierigkeiten bereite."

In einer Nachschrift theilt Herr Vinçot noch mit, daß bis zum 10. Januar in Kiangpen die Verfolgung noch nicht aufgehört habe; die Mission müsse seit dem 4. December wenigstens 2000 obdachlose Christen unterhalten und 100 Piaster (400 M.) reichten für die täglichen Ausgaben nicht hin. In einem späteren Briefe vom 15. März aus Schanghai fügt er hinzu, daß nach den bis zum 23. Februar reichenden Nachrichten in Sutschuen die Lage noch immer beinahe die gleiche sei; eine große Anzahl Christen habe zwar zurückkehren können, aber noch immer lebten mehr als 1000 auf Kosten der Mission, da sie ihre Heimath noch nicht aufzusuchen wagten; doch hoffe man bei der baldigen Ankunft des neuen Vicekönigs eine Besserung der so unglücklichen Lage. Diese Hoffnung wird wohl nicht getäuscht worden sein; denn der neue Vicekönig, Ting-pao-tschen, hat sich in der Provinz Schan-ton, in welcher er bisher die Regierung führte, stets als treuen Freund der Christen bewiesen und stand mit dem apostolischen Vikar von Schan-tong auf dem freundschaftlichsten Fuße.

Schan-tong. Die Provinz Schan-tong (=Ostgebirge) ragt im Südosten von Petscheli als bergige Halbinsel aus dem Tiefland und dem Meere hervor; sie rechnet zu den bevölkertsten Theilen China's und zählt gegen 30 Millionen Seelen. Die Predigt des Evangeliums ist hier den Franziskanern anvertraut; doch hat das Christenthum erst wenig Fortschritte gemacht, die Kirche hat hier kaum 10,000 Mitglieder. Wie aus Süd-Indien so ertönt auch aus dieser Provinz ein Nothschrei, ausgepreßt durch eine schreckliche Hungersnoth. Der hochw. P. Peter Paul von Marchi schreibt aus Isi-nan-fu, der Hauptstadt der Provinz, am 16. April 1877:

„Eine schreckliche Hungersnoth wüthet im Distrikt des Provikars, P. Hannibal Fantoni, und besonders in der Stadt Tai-ngan-fu. P. Wan ist am 3. April abgereist, um eine Summe von 1200 Tael (etwa 10,000 Mk.) in seinem Distrikte an die Armen zu vertheilen; in Lin-kiu sind schon mehrere Christen vor Hunger gestorben; beinahe alle Häuser sind jetzt dachlos; denn man hat die Dächer abgebrochen, um das alte Holz und Stroh verkaufen und ein bischen Reis einkaufen zu können; alles andere Eigenthum, ihre Ochsen und Esel, ihre Möbel und sogar ihr Ackergeräth haben die Armen schon vorher — meistens zu einem niedrigen Preis — verkaufen müssen. Die Felder sind so kahl, als hätten Schaaren von Heuschrecken sie abgeweidet; die Bäume sind ihrer Rinde entblößt worden und das kleine Strauchwerk ist bis auf die Wurzel verschwunden. Ein Erlaß des Mandarins malt besser, als eine lange Schilderung es könnte, die grenzenlose Noth: ‚Von den kleinen Bäumen,' befiehlt er, ‚laßt die Wurzeln zurück, von den großen die Stämme.' Zahlreiche Familien vom Lande sind hierhin gekommen, um zu betteln. Wenn man ihnen von den reichen Almosen, welche die wohlhabenden fremden Kaufleute aus den Hafenstädten gesendet haben, je 8 oder 10 Ligaturen (32—40 Mk.) gäbe, so könnten sie zwar in ihre verödeten Dörfer zurückkehren; aber sie könnten dann noch immer nicht ihre Häuser wieder aufbauen und nicht ihre verkauften Möbel und Ackergeräthschaften wieder anschaffen; sie müßten wieder hierhin kommen, um nicht Hungers zu sterben, denn vor dem Herbst wird die Hungersnoth nicht endigen. Unser apostolischer Vikar, Msgr. Cosi, scheut kein Opfer und keine Anstrengung, um diese Noth zu lindern, und seine Priester unterstützen ihn nach Kräften; aber was können sie thun, da ihnen nur geringe Mittel zu Gebote stehen. Zur Hungersnoth hat sich nun auch der Typhus gesellt; P. Stephan ist Tag und Nacht auf den Beinen, um den kranken Christen beizustehen; P. Angelus Angelini aus Fondi ist vor vier Tagen seinen Strapazen und dem Typhus erlegen; er war erst 42 Jahre alt. Möge die göttliche Vorsehung uns bald Hilfe senden!"

Ostindien.

Apost. Vikariat Madura. Im Anschluß an unsern Aufsatz über die Insel Ramseran (oben S. 55—59) theilen wir folgenden Bericht mit über die Visitationsreise des hochw. apost. Vikars von Madura in diesem Theile seiner Mission.

Msgr. Canoz beendigte am 17. September seine Pastoralrundreise in Maraya. Sie hatte am 14. Juli begonnen. Wenn sie reich an Mühen und Arbeiten war, so war sie es auch an Früchten des Heiles und an Tröstungen. 2309 Personen empfingen von seiner Hand das Sacrament der Firmung, und überall gewahrte sein apostolisches Herz mit großer Freude, wie sich unsere Christen herbeidrängten, um der Gnade Gottes theilhaftig zu werden. Wohin er kam, wurde er wie ein Engel vom Himmel empfangen. Kaum verbreitete sich in einer Christengemeinde die Nachricht von seiner baldigen Ankunft, da strömten ihm die Einwohner in Menge zum Willkomm entgegen und begleiteten ihn unter tausend Freudenbezeugungen über das Glück seines Besuches. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten dieser Pastoralvisite zu erzählen. Eine kurze Beschreibung des Empfanges Sr. bischöfl. Gnaden in Pamben und Ramnad

mag genügen, um von der Aufnahme, die er allenthalben fand, eine Vorstellung zu geben.

Am 14. Juli in Madura angekommen, reiste Msgr. Canoz am 17. Abends weiter, in östlicher Richtung nach Ramnad, wo wir drei Tage später ankamen. Nachdem wir am 22. Morgens am Rande des Weges gefrühstückt hatten, erklommen wir die Sanddünen, welche uns noch die Wogen des Meeres verbargen. Während unsere Wagen sich langsam hinaufschleppten, erblickten wir plötzlich einen Reiter, der mit verhängtem Zügel auf uns einstürmte. Es war Mr. Daviot, ein trefflicher Katholik und Hafencapitän von Pamben, welcher uns die Nachricht brachte, daß die Barken zur Überfahrt nach der Insel uns erwarteten. Bald waren wir am Gestade; hier lag die Regierungsbarke, welche der Capitän für den Bischof mit sich gebracht. Während P. Laporte auf einer andern Barke vorausfuhr, um die letzten Vorbereitungen des Empfangs zu treffen, warf sich der Prälat in seinen Festschmuck und schiffte sich dann auch ein. Unter den kräftigen Schlägen der sechs sonntäglich gekleideten Ruderer glitt das Schiffchen rasch über die ruhige Meeresfläche; sechs andere mit Flaggen reich gezierte Barken folgten. Nach einer bloß dreiviertelstündigen Fahrt waren wir bereits angelangt. Eine zahlreiche Menge begrüßte am Ufer den Prälaten und begleitete ihn in feierlicher Procession zur Kirche; 24 Bannerträger schritten vor ihm einher und die ganze katholische Bevölkerung, Europäer wie Eingeborne, folgte ihm; er selbst ging unter einem Baldachin, dem man kaum ansah, daß er aus einem alten Segel verfertigt war. Die ganze Façade der Kirche war mit Laub- und Blumengewinden geschmückt und vor der Kirche erhob sich als Triumphbogen eine Art von Säulengang, der durchaus nicht geschmacklos war. Die ganze Feierlichkeit erschien den Eingeborenen so großartig und schön, daß einer von ihnen, ein geborener Künstler, sie mit seinem Pinsel verewigen zu müssen glaubte. Sie erhalten beiliegend seine Zeichnung, welche für Ihr Blatt wohl nicht unpassend sein dürfte.

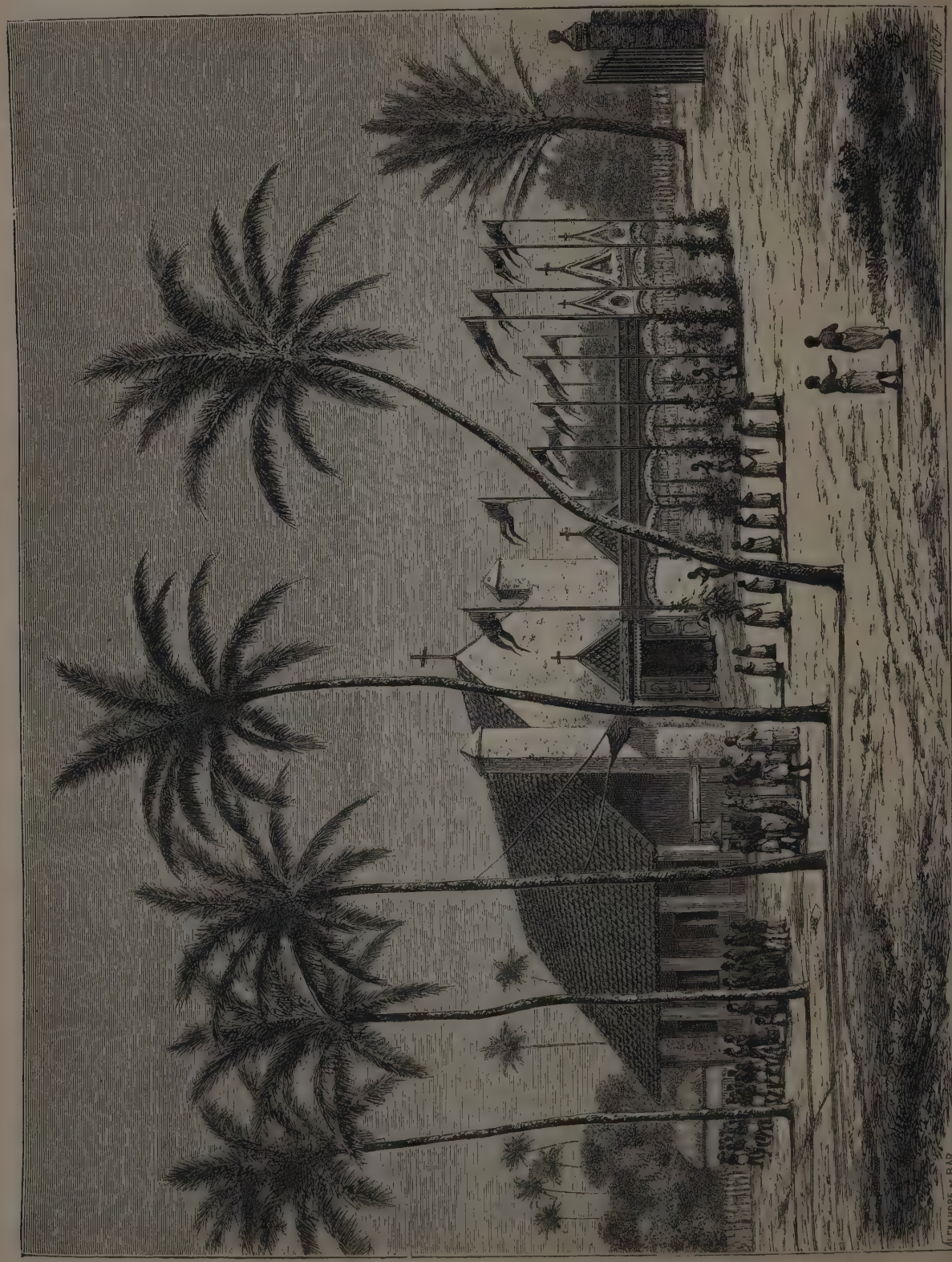
In der Kirche richtete der Bischof einige Worte an die Bewohner dieser Insel, welche er zum ersten Mal als Bischof wiedersah, nachdem er ihnen vor 36 Jahren als einfacher Missionär das Evangelium gepredigt hatte. Wir wurden hierauf nicht in das kleine Gemach geführt, das, an die Kirche angebaut, dem Missionär als Pfarrwohnung dient, sondern in ein viel geräumigeres und, um das rechte Wort zu gebrauchen, comfortableres Gebäude. Herr Reidy, ein Engländer, der die Auswanderung der Indier nach Ceylon leitet, hatte die Güte gehabt, es für einige Tage zu unserer Verfügung zu stellen.

Die Christen dieser Insel sind sehr arm. Ihre Kaste, die der Kadeyers, ist eine der niedrigsten des Landes; sie leben von ihrer Hände Arbeit. Als unsere Missionäre sie vor etwa 36 Jahren zum ersten Male besuchten, fanden sie bei ihnen kaum noch Spuren von den Wahrheiten des Glaubens, welchen ihnen der hl. Franziskus und seine Nachfolger gepredigt hatten. Roh und sinnlich, dachten sie wenig an ihre Seele und an die ewigen Güter; der Anblick des Missionärs schien sie nur zu verscheuchen. Sie waren nämlich seit langen Jahren ganz verlassen worden und hatten keine Priester mehr gesehen, als einzelne von Goa, die nur aus Geldgier dahinkamen. So entbehrten sie aller religiösen Hilfe und lebten meistens in Unordnung, kaum sich von den Heiden unterscheidend. Die heiligen Gesetze der Ehe wurden nicht mehr geachtet und das Concubinat war fast an der Tagesordnung. Anstatt diese Übelstände zu heben, hatten die goanesischen Priester sie nur verschlimmert; sie begnügten sich damit, von den Schuldigen eine Geldbuße einzuziehen und verließen sie dann als der Sacramente unwürdig; gewissermaßen trieben sie also nur eine Steuer der Unsittlichkeit ein. Es kostete unsern Missionären eine unendliche Mühe, um diese rohen Naturen aus ihrer Verwilderung herauszuziehen. Die Arbeit war hart, der Trost selten. Nach und nach indeß, von der Geduld, dem Eifer und dem Opfergeist der Patres besiegt, ergaben sich die Kadeyers und stellten sich fast alle auf unsere Seite. Nachdem wir lange in Thränen gesäet, ist es uns endlich vergönnt, in Freuden zu ernten, und zwar eine Ernte, die man mit Rücksicht auf die Umstände eine reichliche nennen kann. Seit einigen Jahren bieten die Dinge einen ganz tröstlichen Anblick. Fünf Kirchen sind neu gebaut oder im Neubau begriffen. Wir müssen hier der Herren Daviot und Philipps gedenken, welche uns große Dienste geleistet haben. Herr Daviot hat das nöthige Kapital zusammengebracht, um die Kirche in Pamben nebst einer Wohnung für den Missionär neu aufzubauen. Dank den reichlichen Almosen des Herrn Philipps, führt P. Laporte nichts Geringeres im Schilde, als drei andere Kirchen zu erneuern oder zu bauen. Überdieß hat der Pater eine Schule gegründet, um sich der Protestanten zu erwehren. Das Alles beweist, daß die Christengemeinde von Pamben einen gewaltigen Schritt zum Bessern gemacht hat, und der Bischof hatte den großen Trost, daselbst 182 Personen firmen zu können.

Am 31. Juli, dem Feste unseres heiligen Vaters Ignatius, verließen wir Pamben um 10½ Uhr Morgens und kamen um 3 Uhr Nachmittags in Tevipotnam an. Bei unserer Ankunft war Alles in froher Bewegung. Nichts mangelte, weder Flaggen und Kirchenfahnen, noch Musik. Denn es waren Paraver, die uns hier bewillkommten, und die Paraver sind stolz darauf, Alles mit Glanz zu thun. Wir brachten hier drei Tage zu, und Msgr. Canoz firmte 110 Personen. Am 4. August kamen wir in Ramnad an. Die Dörfer Peravagel, Siravagel, Mattirandel, Kilacarei u. s. w. strömten hier herbei, um am Empfange sich zu betheiligen.

Die Christen dieser Dörfer, mit Ausnahme Kilacarei's, gehören zu einer guten Kaste; sie treiben Landbau und beschäftigen sich vorzugsweise mit der Pflanzung und Pflege des Betel. Die Bewohner von Kilacarei sind Paraver. An der Küste geboren, sind sie entweder Fischer oder Fischhändler; sie sind tückisch, sogar störrisch, aber sie lassen es sich doch angelegen sein, christlich zu scheinen und ihren Priestern, der Kirche und Allem, was zum Gottesdienst gehört, Ehre zu machen. Vor Allem darf es bei ihnen an Ostentation nicht fehlen. Hier ein Beispiel.

Es ist Landesgebrauch, hohen Persönlichkeiten den Sandippu darzubieten, d. h. ein Geschenk an Geld, Zucker, Reis u. s. w. Auch die Leute von Kilacarei mußten diese Regel indischer Höflichkeit beobachten. Aber das einfach zu thun, wie die Andern, wäre viel zu prosaisch gewesen. Sie ziehen also in Procession aus und tragen die einzelnen Theile ihres Geschenkes auf Tellern und Platten, welche sie in die Höhe heben. Aber es ist, als könnten sie nicht vorankommen; die Trommeln und Cymbeln wiederholen beständig dieselbe Marschmelodie, man hüpft und springt, aber man kommt kaum voran. An der Spitze des Zuges befinden sich zwölf junge Tänzer, welche den Marsch leiten. Sie stehen im Kreise und jeder trägt ein Stäbchen in



Empfang des apostolischen Vikars von Madura in Pamben.

der einen wie in der andern Hand. Jeder macht nun seinen Sprung, schlägt die beiden Stäbchen gegen einander und senkt sie, indem er sich gegen seinen Nachbar wendet, im selben Schlag auf dessen Stäbchen. Dann dreht er sich hüpfend um und befindet sich demjenigen gegenüber, dem er soeben noch den Rücken gedreht hatte, ihre Stäbchen treffen sich in demselben rhythmischen Gruß, und Jeglicher schwingt sich wieder leichtfüßig im Kreise, um einem neuen Nachbar zu begegnen. Der Tanz selbst, die Begrüßung, die Bewegung der Arme und des Leibes, der Schlag und Gegenschlag der Stäbe, Alles wird so harmonisch und taktfest ausgeführt, daß diese Evolutionen einen ganz unterhaltenden Anblick gewähren. Nachdem die Tänzer lange so im Kreise umhergehüpft waren, fielen sie plötzlich auf die Kniee nieder und stimmten nach einer neuen Melodie das Laudate Dominum omnes gentes an. Unterdessen breiteten einige von der Bande die Geschenke, welche ihren Sandippu bildeten, vor unsern Füßen aus. Dann werfen sich plötzlich Alle der Länge nach auf ihr Antlitz nieder, und Alle stoßen laut ihren gewöhnlichen Freudengruß aus: „Gelobt sei Gott, Herr!" Der Bischof richtet nun einige freundliche Worte der Erwiederung an sie und muß es sich dann gefallen lassen, noch ein musikalisches Compliment entgegenzunehmen. Hierauf wird der bischöfliche Segen ertheilt, und in seligem Hochgefühl ziehen unsere Paraver von dannen, in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren.

Westafrika.

Congo. (Bericht des hochw. P. Duparquet, apostol. Vice-Präfekten von Congo, über den Stand der Mission im Februar 1877. Vgl. 1876, S. 216 f.)

Die Mission Congo besitzt jetzt vier Hauptstationen: Landana, Banane, Mboma und St. Anton.

1. Landana. Dieß war der erste Punkt, den wir besetzten; er bildet heute die wichtigste der vier Stationen der apostolischen Präfektur. Ich habe letztes Jahr die verschiedenen Anstalten erwähnt (1876, S. 216), welche an diesem Orte errichtet wurden. Sie erfreuen sich noch immer frohen Wachsthums. Der Contre-Admiral Ribourt, der unsere Pflanzungen und Schulen vor einigen Monaten mit einem Besuche beehrte, sprach uns über die bereits erzielten Erfolge seine volle Befriedigung aus. Das Gedeihen der Mission scheint sich auf die ganze Kolonie ausgedehnt zu haben, deren Handelsgeschäfte Zahlen aufweisen, wie sie bis dahin noch nie erreicht wurden. Man schätzt den Export von 1876 auf zehn Millionen Franken. Diese Sachlage ist hauptsächlich der Intervention Frankreichs zuzuschreiben, welches, um der von rivalisirenden Kaufmannshäusern erregten Unruhe zu steuern, Anfangs August 1876 die Fregatte „Venus" und den Aviso „Diamant" unter Befehl des Contre-Admiral Ribourt hierhersandte, die der französischen Flagge angethane Unbill rächte und die stark bedrohte Sicherheit wiederherstellte. Von dem Schiffscapitän Conrad, dem Befehlshaber der „Venus" geleitet, hatte die Expedition den gewünschten Erfolg. Sie endigte mit einem Friedensvertrag zwischen Frankreich und den einheimischen Fürsten, welcher gleichzeitig den Handel und die Mission für die Folgezeit sicherstellt. Dieser Vertrag erkennt dem apostolischen Präfekten die vollste Unabhängigkeit zu und beschenkt ihn zum Ersatz des Schadens, den die Mission in einem vorausgegangenen Kriege erlitten, mit dem Besitz eines schönen, fruchtbaren Thales. Dank der Errichtung der Mission, ist Landana jetzt der bedeutendste Punkt der Küste zwischen Banane und dem Gabun geworden; daher pflanzen denn auch alle Franzosen, welche dieß Land zu untersuchen kommen, ihr Zelt auf dem gastlichen Boden der Mission auf. Eben haben wir den Dr. Lucan und mehrere junge Naturforscher hier, welche im Auftrage der zoolog. Gesellschaft Frankreichs hier arbeiten. Die Zahl der in Landana wohnenden Franzosen ist demnach auf vierzehn gestiegen, und daher besitzt auch kein anderer Ort Süd-Guinea's eine so zahlreiche französische, und ich darf auch hinzufügen, so christliche Kolonie. Die berühmte Versammlung von Geographen, welche der König von Belgien berief, hat vor Kurzem den Wunsch ausgesprochen, daß man in Afrika Stationen errichte, in denen die Entdeckungsreisenden ausruhen und auf die sie sich stützen könnten; hat die katholische Mission von Landana diesen Wunsch nicht schon einigermaßen, mitten in der noch am wenigsten untersuchten Zone dieses Continents, erfüllt?

2. Banane. Banane, ein herrlicher, von einem der Arme des Zaïre gebildeter Hafen, ist der größte Handelsplatz von Congo. Hier speichern sich die unermeßlichen Reichthümer dieses Landes in großen Magazinen auf, und von hier werden sie nach Europa versandt. Es ist auch der gewöhnliche Ruhepunkt für jene Missionäre, welche den Fluß hinauf- oder hinabfahren. Ich dachte deßhalb daran, hier eine Kapelle zu errichten, als die Vorsehung mir eine bereits existirende zuwies, die uns bis dahin völlig unbekannt geblieben war. Wer die Missionsgeschichte des Abbé Proyart gelesen, wird sich daran erinnern, wie im vorigen Jahrhundert französische Missionäre ganz unverhofft in Cacongo mit einer christlichen Kolonie zusammentrafen, die aus dem Königreich Sogno ausgewandert war. Dieselbe freudige Überraschung war auch mir beschieden. Ich besuchte eines Tages einen alten einheimischen König, Namens Nemlao, dessen Dorf auf einem Berge am rechten Ufer des Zaïre liegt. Ich hielt diesen König für einen Heiden; wie groß war aber mein Erstaunen, als der gute Greis, sobald er mich von einer Kirche reden hörte, alsbald sagte, er hätte auch eine Kirche, und mich einlud, sie zu besuchen. Ich folgte ihm in freudiger Eile; bald befanden wir uns in einem kleinen Gebäude, das ausschließlich dem Gottesdienste geweiht war. Am einen Ende erhob sich ein Altar, auf welchem man, in kostbare Stoffe eingewickelt, drei große kupferne Crucifixe von sehr hohem Alter und den künstlich aus Ebenholz geschnitzten Stab eines Processionskreuzes aufbewahrte. Der König erzählte mir, sein Volk sei ursprünglich eine Kolonie aus Sogno, welche nach einem erbitterten Kriege den Fluß überschritten und die Eingebornen von Ngoyo vertrieben hätten. Seine Unterthanen hätten die heiligen Bilder, die sie von ihren Vorfahren überkommen, aus Sogno mit sich genommen und sowohl zum Andenken an die in ihrer Heimath so gefeierte Antoniuskirche, als zur Aufbewahrung der verehrten Bilder diese Kapelle erbaut. Man sagte mir auch, daß diese Christen sich nicht mit den umliegenden Völkerschaften verbündeten und daß sie nach ihrem Ableben nach Sogno gebracht würden, um in christlichem Boden bestattet zu werden. Der König fügte bei, daß er getauft sei und Don Pedro heiße, und bat mich, am Sonntag zu kommen, um in seiner Kirche Messe zu lesen und seine Kinder zu taufen. Es war der Rosenkranzsonntag. Ich fand mich pünktlich ein. Als der Greis die Ceremonien der heiligen Messe sah, sagte er mir, das sei es,

was er in seiner Kindheit gesehen, und seine Rührung war so groß, daß er bei der Consecration seine Thränen nicht zurückhalten konnte. Nach der Messe taufte ich seine Kinder und eines von denselben begleitete mich nach Landana, um dort erzogen zu werden. Ich hege die Absicht, in dieser Gegend, sobald es mir die Geldmittel erlauben, eine etwas größere Kapelle und eine kleine Wohnung für die Missionäre zu bauen, welche künftig von Zeit zu Zeit hierherkommen werden, um die Erwachsenen zu unterrichten und die Kinder zu taufen.

3. Mboma. In Mboma sammeln sich die Produkte von Ober-Congo und vom rechten Flußufer; dieser Platz hat eine große Zukunft, weil er der entfernteste Punkt am Zaïre ist, zu dem die größeren Schiffe gelangen können. Mboma ist gerade da erbaut, wo der Fluß, nachdem er sich seinen Weg durch eine Bergkette gebrochen, dieselbe verläßt und ein weites Delta zu bilden beginnt. Oberhalb Mboma, zwischen den Bergen, ist der Strom so reißend, daß die Schifffahrt fast unmöglich wird; Mboma wird daher der große Markt der Gegend bleiben. Hierher kommen Karawanen von San Salvador und von den entlegensten Punkten des Innern; sie bringen zahlreiche Kinder zum Verkauf, aus denen wir theilweise unsere Waisenhäuser rekrutiren. Die Bedeutung und die Lage von Mboma, das nur vier Tagreisen von San Salvador entfernt ist, machten die Errichtung einer Station daselbst sehr wünschenswerth. Wir kauften zu diesem Zweck von den acht Königen des Landes ein kleines Plateau auf einem Granitfelsen, der am Flusse jäh zu einer Höhe von 20 m. aufsteigt. Das Plateau ist etwa 200 m. lang und 100 m. breit. Am Fuße des Felsens, wo derselbe am weitesten vom Flusse abliegt, zieht sich ein an Quellen reiches Thal hin. Wir werden dieselben zum Anbau des Bodens zu verwerthen suchen; auf dem Felsen selbst gedenken wir eine Kapelle und eine Missionärswohnung zu bauen. Auf den Reisen, welche die Missionäre dieses Jahr gemacht, wurde eine Anzahl Kinder getauft.

4. Sankt Anton. Das wichtigste Werk, das dieses Jahr unternommen wurde, war die Wiederaufnahme der Mission von Sogno, welche die italienischen Kapuziner am Anfange dieses Jahrhunderts hatten aufgeben müssen. Das kleine Fürstenthum Sogno, ehemals dem König von Congo tributpflichtig, war der erste aller afrikanischen Staaten, der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts den Glauben erhielt. Während eines Jahrhunderts ungefähr, d. h. bis zur Eroberung Angola's durch die Portugiesen, wurde diese christliche Bevölkerung von Zeit zu Zeit von portugiesischen Priestern besucht. Aber nach der Gründung ihrer Kolonie concentrirten die Portugiesen die Arbeiten der Missionäre auf ihre Ansiedlung, beriefen den Bischof von Congo nach St. Paul und ließen dieses Land in großer geistlicher Verlassenheit. Mehr als 50 Jahre lang hörten die Könige von Congo nicht auf, vom apostolischen Stuhle Bischöfe und Missionäre zu begehren. Die Mission wurde endlich 1640 organisirt, und Kapuziner begaben sich nach Lissabon, um sich daselbst für Congo einzuschiffen. Aber der Widerstand der Portugiesen war so stark, daß ihre Abreise erst vier Jahre später (1645) auf einem spanischen Schiff stattfinden konnte. Als Missionsmittelpunkt wurde Sogno gewählt. Das Kapuzinerkloster dieser Stadt diente lange als Residenz des apostolischen Präfekten, der seine Jurisdiction bis nach Abyssinien ausdehnte. Hier in Sogno wohnte eine Anzahl ebenso sehr durch Heiligkeit als durch Talent hervorragender Kapuziner, so die PP. Cavazzi, Merolla, Zucchelli, deren Berichte allen Geographen bekannt sind.

Die Herrscher von Sogno, welche sich um jene Zeit von Congo unabhängig machten, waren immer die Beschützer der Missionäre; sie unterhielten sogar einen Briefwechsel mit der Congregation der Propaganda und mit mehreren Päpsten, von denen sie selbst wiederholt mit Briefen beehrt wurden, wie aus dem 7. Band des Bullarium der Kapuziner zu ersehen ist.

So blieben die Dinge, bis im Anfang dieses Jahrhunderts die Verwirrung in Europa und die napoleonische Eroberung Portugals und Italiens die Mission vernichteten. Der letzte Missionär war P. Seraphin, den mehrere Greise von Sogno noch in ihrer Kindheit kannten. Die Klosterkirche war dem hl. Antonius geweiht und blieb in hohen Ehren in dieser Gegend, so daß dieselbe auch nach deren Namen benannt wurde. Diese Kirche befindet sich heute ganz einsam mitten auf einer großen Ebene, eine halbe Meile vom Hafen Pinda. Von der Hauptstadt Sogno sind keine anderen Spuren übrig als die Trümmer der Kirche und die hohen Palmbäume, welche einstens den Palast der Herrscher beschatteten.

Nach der Abreise des P. Seraphin verwickelte sich die Bevölkerung in einen Krieg mit dem Fürsten von Futila Zinga, verließ die Stadt und zog sich anderthalb Meilen weit an das Ufer des Flusses zurück. Die Hörigen des Klosters, die sehr zahlreich waren, hielten es für vortheilhaft, nach Pinda überzusiedeln; sie bildeten hier ein kleines Fürstenthum, das dem König von St. Anton lehnspflichtig war, aber sonst die vollste Selbständigkeit genoß. Man nennt sie noch heute die „Gotteshausleute" und die Stadt Pinda erhielt durch sie den Namen Kingangakisi, d. h. „Stadt des Priesters der Kirche". Ihr König wird durch Wahl bestimmt; Dom Pantaleon, der sie gegenwärtig regiert, ist der siebente dieser Fürsten seit der Zeit des P. Seraphin. Er ist ein Greis von 80 Jahren und hat die letzten Kapuziner noch gekannt. Bei der Auswanderung von Sogno blieb er allein als Wächter bei der Kirche und stand daselbst den gottesdienstlichen Verrichtungen vor, unter dem Titel „Diener der Kirche".

Ich hatte wohl seit Langem schon gehört, daß es in St. Anton noch eine Kirche gäbe; aber die Mossorongus wurden von den Europäern als so schreckliche Piraten dargestellt, daß ich kaum glauben durfte, es könne dort noch irgendwelche Spuren des Christenthums geben. Ich entschloß mich indeß im März 1876, den hochw. P. Carrie dahinzusenden, um mich über die wirkliche Lage der Dinge genauer zu unterrichten. Herr A. Conquy, Vorsteher des französischen Hauses und Factor unserer Mission, hatte die Güte, dem Pater den Dampfer „Fanny" zur Verfügung zu stellen und ihn selbst bis nach St. Anton zu begleiten. P. Carrie wurde von König und Volk mit höchstem Jubel aufgenommen, in die Kirche geführt und mit Bitten bestürmt, bei ihnen zu bleiben. Wir waren jedoch um diese Zeit nicht im Stande, eine neue Mission zu übernehmen; der Pater konnte ihnen nur Versprechungen für eine spätere Zukunft gewähren. Bei der Abreise anvertraute ihm der König indeß die Erziehung seines Neffen und mehrerer anderer Kinder.

Einige Monate später erlaubten es mir die reichlicheren Hilfsmittel, welche der Verein zur Verbreitung des Glaubens gewährte, die Versprechungen des P. Carrie zu erfüllen. Ich ging zunächst nach Banane, von wo der König mich abholen

lassen wollte, und langte am 29. September in Sogno an. Der König ließ mich einen Platz wählen, um darauf ein Haus zu bauen, und berief eine Versammlung seiner 30 Vasallenfürsten, um über die Einführung der Missionäre in sein Land zu verhandeln. Am 7. October begaben sich die Fürsten in feierlichem Zuge von der Wohnung des Königs aus an den Ort der Zusammenkunft. Dom Pantaleon folgte in einem Palankin, und nachdem er auf seinem Throne Platz genommen, knieten die Fürsten nieder und verharrten in dieser Stellung während der ganzen Sitzung. Der König segnete zuerst die Versammlung, dem Gebrauche gemäß mit einem großen Crucifix, das er stets mit sich führt, und setzte dann in einer langen Rede auseinander, ich sei hierhergekommen, um sie zu unterrichten und zu taufen. Er legte ihnen dar, daß ich durchaus nicht aus persönlichem Interesse, sondern rein um ihres Vortheils willen gekommen sei, und daß ich deßhalb weder Tribut noch Abgaben zahlen dürfte, wie die übrigen Weißen. Man fand diese Auseinandersetzung sehr vernünftig und kam überein, daß ich mich in dem Lande niederlassen dürfe, ohne irgend welche Steuer zu zahlen. Nach diesem Beschluß suchte ich gleich das nöthige Material für eine provisorische Wohnung zusammenzubringen. Bald jedoch gab ein Zwischenfall dem ersten Plan eine andere Wendung.

Gleich bei meiner Ankunft verlangten die „Gotteshausleute" als ein ihnen von Rechtswegen gebührendes Privileg, mich in ihrer Mitte zu besitzen. Als ersten Grund machten sie geltend, daß ich mit der Obsorge des Gottesdienstes und der Kirche betraut sei, also selbstverständlich meine Wohnung bei der Kirche nehmen müsse; zweitens seien die „Gotteshausleute" Hörige der Missionäre, ich also ihr Vater und König und müsse somit nothwendig bei meinen Kindern wohnen. Da ich wußte, daß dieses Vorhaben dem Könige mißfiel, hatte ich beschlossen, ihren zudringlichen Bitten beharrliche Weigerung entgegenzusetzen. Da wandten sie sich an den König selbst, plagten ihn mit unablässigen Deputationen und suchten ihn sogar durch Kriegsdrohung einzuschüchtern; auch gewannen sie die umliegenden Fürsten für ihre Sache. Um der Plackerei loszuwerden, ließ mich der König zu sich bescheiden und erklärte, er hätte nichts weiter dagegen einzuwenden, daß ich mich bei den „Gotteshausleuten" niederlasse. Am folgenden Tag brachte ich ihnen diese Nachricht; das war eine unbeschreibliche Freude! Man beschloß, meine Wohnungsveränderung sofort zu vollziehen, und ließ mich den schönsten Platz von Pinda wählen, denjenigen einer ehemaligen Kirche, wo man früher eine wunderthätige Statue verehrt hatte. Dann ging die ganze Bevölkerung an's Werk, und als ich sechs Stunden später mit meinem Hausrath auf ihren Piroguen zurückkehrte, fand ich zu meinem Staunen den ganzen Hügel bereits von allem Gestrüpp befreit und zwei hübsche Wohnungen fertig. Seither habe ich noch ein Oratorium, eine Schule und andere unumgänglich nothwendige Gebäulichkeiten hinzugefügt, so daß die ganze Anstalt, obwohl gar bescheiden aus Bambusstäben und Palmblättern errichtet, doch im Stande ist, provisorisch zwei bis drei Missionäre zu beherbergen.

Die Kirche von St. Anton wurde restaurirt; der Altar ganz erneuert, ebenso der Sakristeischrank, in welchem die gottesdienstlichen Geräthe aufbewahrt werden. Unter diesen letztern verdienen besondere Erwähnung: ein ciselirtes Altarkreuz von Silber, von herrlicher Arbeit; ein Rauchfaß und Schiffchen ebenso von ciselirtem Silber und von demselben Künstler, Fernando Porto, mit der Jahreszahl 1668; ein vergoldeter Silberkelch; endlich eine gute Anzahl Statuen, von denen einige mit kostbaren Kronen geschmückt sind. Von den Ruinen des Klosters sieht man noch eine Glocke mit der Inschrift: Si Deus pro nobis, quis contra nos? (Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?) und der Jahrzahl 1700, welche der Verwaltungszeit des P. Franziskus von Pavia, apostolischen Präfekten der Mission, entspricht. Das Kloster wurde ehemals durch zwei gewaltige Feldstücke vertheidigt, die aber jetzt zur Hälfte im Sande stecken und vergebens von den Schwarzen zu heben versucht wurden. Ein Theil der schönen Bäume, welche den Klostergarten beschatteten, steht noch; unter ihnen bewundert man einige ungeheure Tamarinden.

Jeden Sonntag ging ich in diese altehrwürdige Kirche, um die Kinder zu taufen und das heilige Meßopfer zu feiern. Die Schwarzen wissen noch die katholischen Gebete in ihrer Congosprache und singen sie nach einer Melodie, die indeß mit unsern Liedern in Europa ganz und gar nichts gemein hat. Ich ließ diese gesungenen Gebete, welche zweifelsohne noch von den hochw. PP. Kapuzinern herstammen, sorgfältig sammeln. Während der kurzen Zeit, daß P. Carrie und ich uns in St. Anton aufhielten, ist die Zahl der Taufen schon auf 131 gestiegen. Ich habe überdieß auch in Pinda eine Schule eröffnet, zu der sich Kinder in Menge stellten; aber da wir die ganze Beköstigung und Verpflegung hätten auf uns nehmen müssen, konnten wir vorläufig bloß etwa zwölf davon zulassen.

Die Mission St. Anton bietet also große Hoffnungen, wenn uns Gott die Gnade gibt, die Hindernisse zu überwinden, welche der Teufel allen derartigen Unternehmungen entgegenzusetzen pflegt. Wir gehen nur mit Zurückhaltung und Vorsicht voran. Wir werden zunächst eine bescheidene Kapelle in Pinda bauen, dann etwas abwarten, ehe wir weitergehen, bis uns die Erfahrung mehr Verlaß auf die Mossorongus bietet. Sie haben sich durch ihre Vergangenheit einen sehr schlechten Ruf geschaffen und haben sich sogar erst noch vor einem Jahr die Unannehmlichkeiten einer englischen Expedition zugezogen, welche die Zerstörung vieler ihrer Dörfer zur Folge hatte.

Diese Völkerschaften sind sehr kriegerisch und stolz auf ihre Unabhängigkeit; sie haben keine Furcht vor den Europäern, welche nur sehr schwer in das unentwirrbare Labyrinth ihrer Flußthäler einzudringen vermögen. Der Missionär hat bei ihnen keine Garantie seiner Sicherheit, als die persönliche Zuneigung und Liebe, die sie zu ihm tragen.

Um kurz das Gesagte zusammenzufassen, haben wir jetzt vier Stationen; letztes Jahr hatten wir nur eine einzige. Die Zahl der Missionäre ist von fünf auf acht gestiegen. Unsere Schulen werden von 70 Zöglingen besucht. Im Jahre 1876 hatten wir 163 Taufen.

Miscellen.

Statistisches. Die Fortschritte des Katholicismus in England sind bekannt; da aber der officielle Census in England und Schottland die Confession nicht berücksichtigt, ist es sehr schwer, die Bedeutung der Bewegung genau festzustellen. Eine protestantische Gesellschaft nun (das Protestant Educational Institute) hat sich der Mühe unterzogen, aus den im Parlament vertheilten Berichten und andern officiellen Actenstücken eine Karte und Tabellen anzufertigen, welche die verschiedenen katholischen Kirchen, Klöster, Collegien und Schulen für die Jahre 1833 und 1876 nebeneinanderstellt. Es wird nicht ohne Interesse sein, das Resultat dieser protestantischen Nachforschung in einer kleinen Übersicht überblicken zu können; wir bemerken nur, daß die Zahl der Schulen nur jene umfaßt, welche von der Regierung eine Unterstützung erhalten, nicht aber die reinen Privatschulen, die theils mit fast allen klösterlichen Anstalten verbunden sind, theils von einzelnstehenden Lehrern geleitet werden.

Diözesen.	1833.				1876.			
	Kirchen.	Klöster.	Collegien.	Schulen.	Kirchen.	Klöster.	Collegien.	Schulen.
Erzdiözese Westminster	26	0	0	0	104	60	7	59
Diözesen: York	52	0	0	0	120	27	1	46
Birmingham	56	0	0	0	118	29	2	60
Clifton	20	0	0	0	49	20	2	8
Herham u. Newcastel	40	0	0	0	98	26	0	57
Salford, Liverpool	87	0	0	0	222	59	2	179
Newport u. Menevia	13	0	0	0	57	13	0	25
Northampton	21	0	0	0	47	9	1	7
Nottingham	29	0	1	0	63	18	2	10
Plymouth	18	0	0	0	53	14	0	10
Shrewsbury	19	0	0	0	70	13	1	39
Southwark	41	0	0	0	154	42	5	48
	422	**0**	**1**	**0**	**1,155**	**330**	**23**	**538**

In Schottland waren im Jahre 1833 nur 74 Kirchen und Stationen; im Jahre 1876 hatte das östliche apostolische Vikariat 81 Kirchen, 9 Klöster, 2 Collegien und 13 unterstützte Schulen, das westliche Vikariat 109 Kirchen, 12 Klöster, 1 Colleg und 44 Schulen, das nördliche Vikariat endlich 43 Kirchen, 6 Klöster, 1 Colleg und 8 Schulen.

In England und Schottland zusammen hat sich also die Zahl der Kirchen und Stationen beinahe verdreifacht (1388 gegen 496), oder, wenn wir die mit fast allen Klöstern verbundenen Kirchen hinzuzählen, mehr als verdreifacht, und während der katholische Unterricht in England und Schottland früher durch das einzige Jesuitencolleg von Stonyhurst vertreten war, haben die Katholiken jetzt 27 Collegien und 603 von der Regierung unterstützte Schulen zu ihrer Verfügung. Der Herr helfe weiter!

Für Missionszwecke,

	Mark.
Für die dürftigsten Missionsposten:	
Durch Herrn Benefiziat Hauser in Augsburg von einer verstorbenen Mutter	91.—
Von J. Schröder, Kaplan in Willebadessen	20.—
Von Professor Dr. Lämmer in Breslau	30.—
Von Pfr. A. in R. in der Erzdiöcese Köln	100.—
Von N. N. „Laudetur Jesus Christus“	100.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von Benefiziat Drechsler in Wolfatirchen	42.90
Von Frl. Anna Hafenrichter aus Neukirchen b. Eger fl. 4. 90 kr. ö. W.	7.99
Von Rev. A. B. Öchtering in Mishawaka, Ind., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	41.80
Durch P. C.	20.80
Von J. M. J. aus Neustadt in Ober-Schlesien	42.—
Von Kaplan Joh. Francken in Millingen b. Empel	21.—
Von Stadtkaplan Alb. Schneid in Beilngries (Baiern)	12.—
Durch X. Z. in J.	20.—
Von N. N in Lippspringe Fcs. 100 (in Coupons)	76.96
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von M. H. „zur Jubelfeier des heiligen Vaters“, durch Mayer & Co., Buchhandlung in Wien fl. 25. 17 kr. ö. W.	41.99
Durch X. Z in J.	20.—
Für das katholische Waisenhaus in Bethlehem:	
Aus Neumark	20.—
Für die Waisenanstalten des P. Ratisbonne in Jerusalem:	
Von Matthey, Ober-Steuerrath, Major a. D., in Bonn	15.—
Von Pfr. Schoofs in Büderich	21.—
Durch die PP. Lazaristen in Wien fl. 1. 60 kr. ö. W.	2.56
Für den Kindheit Jesu-Verein:	
Von Dr. Jörger in Jefferson, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	19.—
Durch X. Z. in J.	24.—
Für die Mission in Japan:	
Von N. N. in Ellwangen	20 —
Für die Mission in China:	
Von Franz Schulz in Hildesheim	25.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:	
Von N. N. in Ellwangen	20.—
Von S. X. v. B. L. fl. 2. ö. W.	3.43
Von K. A. B. H.	2.—
Für die armen Christen in Pondichery:	
Von N. N. in Frankfurt a. M.	15.—
Von Stadtkaplan Alb. Schneid in Beilngries, Bayern	6.50
Durch X. Z. in J.	23.80
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von Kosciemski, Pfarrer in Barlozno	84.—
Von K. A. B. H.	2.—
Von N. N. in Ellwangen	10.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von N. N. in Ellwangen	10.—
Von K. A. B. H.	2.—
Für die Aussätzigen auf Madagascar:	
Von S. X. v. B. L. fl. 3. ö. W.	5.14.
Für die Mission in Central- und West-Afrika:	
Von K. A. B. H.	4.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von N. N. in Ellwangen	10.—
Von Dr. Lämmer, Professor in Breslau	10.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von der Gemeinde Mackinac, Mich., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	22.80
Von der Lemberger Herz-Jesu-Bruderschaft, durch P. Hermann Ache S. J. in Lemberg fl. 35. ö. W.	56.27
Für den St. Bonifacius-Verein:	
Durch X. Z. in J.	12.20
Für den Verein des hl. Grabes:	
Von N. N. in Ellwangen	10.—
Für das deutsch-österr. Missionshaus in Steyl in Holland:	
Von N. N. in Ellwangen	20.—
Für die arme bedrängte Kirche u. Gemeinde in Bornheim bei Frankfurt a M.:	
Von Pfarrer Hindemann in Gähwil, durch Gebr. Räber in Luzern Frcs. 24.	19.20
Für hochw. Herrn Bischof Fidel Sutter, apostol. Präfekten von Tunis:	
Aus Sins in der Schweiz, durch P. Jos. M. Reisle in Einsiedeln	56.45
Für das amerikanische Seminar in Löwen (Belgien):	
Von K. A. B. H.	4.—
Für den Peter-Claver-Verein:	
Durch die PP. Lazaristen in Wien fl. 6. 40 kr. ö. W.	10.29
Für verschiedene Zwecke:	
Von Adalbert Grimm, Pfarrer in Immelstetten	20.—
Von C. Fleckenstein in Belleville, Ills., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	—.90
Durch Fr. Böhm in Dittersdorf b. Neustadt i. Schlesien	100.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden)
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.